Friedrich der Große und sein Hof.

II.

Friedrich der Große
und sein Hof,

oder

So war es vor 100 Jahren.

In vertrauten Briefen

des

Freiherrn v. Bielfeld,

geschrieben von 1738—1760.

— — — Set on your foot;
And, with a heart new fired, J follow you,
To do J know not what.
Shakespeare.

Zweiter Theil.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1838.

34.

An Frau von Münchhausen, in Hannover.

Berlin, den 1. Juli 1741.

Gnädige Frau,

Die Gewogenheit, mit der Sie mich beehrten, macht es mir zur Pflicht, Ihnen sogleich nach meiner Ankunft in Berlin Nachricht von mir zu geben. Meine Reise hierher war sehr glücklich, aber wie verändert ist Berlin! Die Abwesenheit des Königs, der Truppen und der vielen bei'm Kriegskommissariat angestellten Beamten hat eine bedeutende Stille zur Folge. Die Friedrichsstadt besonders ist ganz todt, und ich glaube, es würde überall Gras wachsen, wenn nur einige Keime dazu vorhanden wären.

Als ich die Hauptstadt verließ, war Alles anders. Die Thronbesteigung Friedrichs hatte die vor-

nehmsten Fremden aller Nationen, aber auch viele Spieler und Glücksritter herbeigelockt, die auf den Ruf der so gepriesenen Freigebigkeit des Kronprinzen sich dem Throne mit der lächerlichen Hoffnung nahten, der neue Monarch werde sie mit seinen Schätzen überschütten. In den Gasthöfen war nicht unterzukommen; man sah Kutschen und Livreen von allen Farben; man spielte hoch, veranstaltete Feste; überall war Leben und glänzender Reichthum. Jetzt ist Alles wie ausgestorben. Männern von Verdienst, die sich damals meldeten, hat man im Civil oder in der Armee Plätze angewiesen; Andere, die die Probe nicht bestanden, reisten ab, um ihr Glück weiter zu suchen.

Nach dem Frieden wird sich der König gewiß bemühen, seine prächtige Hauptstadt wieder zu bevölkern. Der Monarch ist ganz dazu geeignet, Alles zu beleben; er ist eine Sonne, deren milder Wärme nichts widersteht. Die junge Königin wohnt mit ihrem Hofstaate in Schönhausen, einem Lustschlosse, das ihr erhabener Gemahl ihr schenkte; die Königin Mutter hält sich in Monbijou auf. Beide Majestäten empfangen alle vornehmen Fremden sehr gnädig.

Die regierende Königin, die noch mit Vergnügen an Rheinsberg zurückdenkt, gab mir vorigen Sonntag nach der Kirche eine besondere Audienz in ihrem Zimmer und sprach mit mir auf eine sehr huldreiche Art.

Der Herr von Podewils, Chef unseres Departements, ist mit sämmtlichen Mitgliedern desselben in Breslau; nur der liebenswürdige Minister von Bork, der demselben Departement angehört, blieb hier, um die Geschäfte zu besorgen, die von Breslau aus nicht gut abgemacht werden können. Er ist sehr artig gegen mich, aber es scheint mir, daß er nicht weiß, was der König über mein künftiges Schicksal bestimmt hat. Mir bleibt also nichts übrig, als den König bei der Armee aufzusuchen. Ein junger Herr von Kaiserling, der Dienste zu nehmen wünscht, begleitet mich, und wir reisen schon morgen. Obgleich die Landstraßen diesseits der Oder nicht recht sicher sind, so denke ich doch, mit Gottes Hülfe Breslau glücklich zu erreichen, wo ich meinen guten Jordan und viele meiner alten Freunde zu umarmen hoffe. Die Reiseanstalten verhindern mich heute, Ihnen, gnädige Frau, mehr zu sagen. Vielleicht kann ich Ihnen von Schlesien aus manches Wichtige erzählen,

bis dahin geben Sie dem Reisenden Ihren Segen, der mit ausgezeichneter Hochachtung die Ehre hat, sich zu nennen ꝛc.

35.

An Frau von — in Berlin.

Breslau, den 12. Juli 1741.

Gnädige Frau,

Ungeachtet der Unsicherheit der schlesischen Landstraßen, bin ich doch mit meinem Reisegefährten glücklich in Breslau angekommen. Bis Frankfurt an der Oder fiel gar nichts Merkwürdiges vor, dort trafen wir aber die Obristin von —, welche, wie wir, zur Armee ging, um ihren Gemahl zu besuchen. Sie schien erfreut, uns anzutreffen, und wir waren es nicht weniger. Uns irrenden Rittern kam es erwünscht, in der Gesellschaft einer so jungen, liebenswürdigen Dame zu reisen, um sie im Nothfall mit Blut und Leben zu vertheidigen. Sie hatte außer-

dem ein sehr hübsches Kammermädchen bei sich, deren schöne Augen den entflammten Heldenmuth meines jungen Gefährten ein wenig zerstreuten. Bis in die Gegend des Klosters Leubus in Schlesien kamen wir glücklich; hier aber fuhren wir über ein Schlachtfeld, wo vor einigen Tagen einige Schwadronen unseres Bandemerschen Husaren-Regiments von den Oestreichern übel zugerichtet worden waren. Die leichte östreichische Reiterei hatte sich hinter einem Berge, der vor dem Kloster liegt, versteckt, nur ein kleiner Theil davon kam zum Vorschein und wurde von den Unsrigen sogleich angegriffen. Doch, indem dies geschieht, bricht die ganze feindliche Kavallerie aus dem Hinterhalte hervor und richtet ein fürchterliches Gemetzel an. Wir sahen noch die traurigen Spuren dieses Unglücks in den vielen noch unbegrabenen Körpern der Gebliebenen, und dieser Anblick entsetzte uns so, daß unsere erhitzte Einbildungskraft bei'm Untergang der Sonne einige Heuwagen für feindliche Reiter hielt. Als wir unsern Irrthum bemerkten, neckten wir uns gegenseitig damit, bis wir endlich, halb unter Scherz, halb zitternd, in Breslau ankamen. Diese Stadt war ohne Umstände und Blutver-

gießen von unsern Truppen besetzt worden. Alle dabei vorgefallenen Feindseligkeiten bestanden in einer Ohrfeige, welche der General von Münchow einer Schildwache gab, die am ersten Schlagbaum stand und diesen zuziehen wollte. Unsere Truppen rückten ein, bemächtigten sich der Thor- und Hauptwache, entwaffneten die Stadtsoldaten ganz friedfertig, pflanzten die Kanonen auf den Markt, und stellten vor die Thüren des Burgemeisters und der Rathsherren Schildwachen. Kein Laden ward geschlossen, und keine Hökerin verließ auf dem Markt ihren Platz Nachmittags vertheilte man die neue Besatzung in die Häuser, und den folgenden Tag kam der Marschall von Schwerin an, der den Magistrat versammelte, ihn anredete und ihn nöthigte, dem Könige von Preußen zu schwören. So endigte die republikanische Verfassung Breslaus, die mehrere Jahrhunderte bestanden hatte. Zuletzt bestätigte der König die Privilegien der Bürger und die Vorrechte des Magistrats, dessen vornehmsten Mitgliedern er Titel und Ehrenzeichen verlieh. Jedermann war zufrieden oder stellte sich so, und man bemerkte nicht die geringste Veränderung in dieser großen Stadt.

Ich logire in der goldenen Gans, welches einer der ersten Gasthöfe ist; doch denke ich nicht lange darin zu bleiben. Ich habe dem Minister von Podewils aufgewartet und alle meine Freunde gesprochen. Dem Könige habe ich geschrieben und erwarte seine Befehle, ob ich mich zur Armee begeben soll; unterdessen suche ich hier bekannt zu werden. Täglich werde ich in die ersten Häuser geladen und sehr gütig aufgenommen. Der schlesische Adel scheint sehr artig und gesellig zu sein, doch erstreckt sich dies über alle Stände. Das menschliche Herz, besonders das weibliche, ist ein eigenes Ding; oft ist nichts in der Welt leichter, als es zu bestechen. Verzeihen Sie mir diese Bemerkung, gnädige Frau, welche nur eine allgemeine ist und daher ihre großen Ausnahmen hat. Vor einigen Tagen schickte der König das erste Bataillon der Garde hierher. Sie wissen, daß es das schönste der Armee ist. Bisher bestand die preußische Garnison in Breslau nur aus vier Füselier-Bataillonen, lauter unansehnlichen Soldaten. Sobald die Garde, die aus sechs Fuß hohen, wohlgebildeten, gleichsam gedrechselten, in Blau und Silber gekleideten Leuten besteht, in die Stadt rückte, waren die

Damen aller Stände bezaubert; nie habe ich einen so allgemeinen Enthusiasmus gesehen. Gestern stand ich bei meinem Bankier, Herrn H—, an der Hausthür, und sah eine junge, recht hübsche Frau vorübergehen, welche die bittersten Thränen weinte. Herr H—, der sie zu kennen schien, fragte nach der Ursache dieser Thränen. Nach einem kleinen verlegenen Zögern gestand sie seufzend, daß sie einen Füselier des Münchowschen Regiments geheirathet, nun aber ihre Uebereilung bereue, weil sie jetzt einen 6 Fuß 2 Zoll hohen Gardisten bekommen könnte, wenn sie nur acht Tage länger gewartet hätte. Wir bedauerten sie, wie Sie, gnädige Frau, wohl denken können, von ganzem Herzen, doch glaubten wir, daß sie ohne unsern Rath einen Ausweg aus ihrer Noth zu finden wissen würde.

Wenn ich hier erst bekannter bin, so werde ich nicht unterlassen, Ihnen, gnädige Frau, über Breslau und die Einwohner Schlesiens etwas mitzutheilen. Bis dahin ꝛc.

36.

An Frau von — in Berlin.

Breslau, den 20. Juli 1741.

In diesem Augenblick komme ich aus dem Lager bei Strehlen zurück, wo ich dem Könige aufzuwarten die Ehre hatte. Man könnte es wegen seiner kriegerischen Lebendigkeit mit einem Lager Alexanders, wegen seiner Pracht mit einem des Darius vergleichen. Man findet da alle möglichen Kaufleute und Waaren, sogar Schmuck, Edelsteine und Brabanter Kanten, wie auf einer Messe. Die kleine Stadt Strehlen, die nur auf Kanonenschußweite vom Lager liegt, ist mit Fremden, Ministern, Hof- und Kaufleuten, und mit den Gemahlinnen der Offiziere angefüllt, welche der Magnet der Liebe dahin zog. Die Krieger eilen zur Stadt, um sich an der Seite ihrer Gattinnen von den Mühseligkeiten des Krieges zu erholen. Unter den fremden Ministern machen der Herzog von Bellisle und der Marquis von Montigo das meiste Aufsehen. Sie sollen beide, erster vom

französischen, letzter vom spanischen Hof gesandt, nach Frankfurt gehen, um bei der Wahl des neuen Kaisers gegenwärtig zu sein. Da das Bild dieser Staatsmänner schon oft entworfen ward, so unternimmt meine Feder keine Schilderung, außerdem wurde mir das Glück, sie zu sehen, auch nur auf Augenblicke zu Theil, und in diesen Augenblicken konnte ich blos das flüchtige Urtheil fällen, daß sie eben so liebenswürdig in Gesellschaft, als geschickt in der Staatskunst sind. Beide umgeben sich mit dem höchsten Glanz, und nie sah ich Jemand mit mehr Pracht und Bequemlichkeit reisen, als den Herrn von Montigo. Ueberall, wo er eintrifft, sei es Mittag oder Abend, findet er ein Zimmer, das mit den schönsten Hautelissen tapezirt, mit türkischen Decken belegt und mit sammetnen Feldstühlen, so wie mit allen übrigen Bequemlichkeiten versehen ist. Man bereitet ihm vortreffliche Mahlzeiten, und setzt ihm den schönsten Wein und einen Nachtisch des ausgesuchtesten Konfekts und Obstes, welcher jedem Pariser den Rang streitig machen würde, auf die Tafel. Diese Art Zauberei wird durch drei Packwagen bewerkstelligt, wovon zwei, die dem Gesandten immer

vorangehen, Alles bei sich führen, was zu seiner Aufnahme nöthig ist. Wenn die Dienerschaft, welche jeden Packwagen begleitet, in das armseligste Dorf kommt, so läßt sie gleich ein Zimmer reinigen, macht es zurecht, befestigt die Tapeten mit Ringen an bloße Nägel, breitet die Teppiche auf dem Boden aus, und besorgt Küche und Keller auf's Beste.

Den Tag nach der Ankunft des Herrn von Montigo hatte er die Ehre, mit dem Könige im Lager zu Mittag zu speisen; weil aber der König nicht zu Abend zu essen pflegt, so kehrte der Gesandte nach Strehlen zurück, wo Pöllnitz, Jordan und ich ihn antrafen, als er mit seinem Gesandtschaftssekretär, dem Herrn von Caravachal, in der Stadt spazieren ging. Er sah etwas verstimmt aus und schien nicht zu wissen, wie er seinen Abend zubringen sollte. Wir waren so frei, ihm ein Souper anzubieten, das wir in der Geschwindigkeit so gut, als möglich, bereiten ließen. Unsere Bedienten liefen überall umher, um das Beste, was in der Stadt aufzutreiben war, für jeden Preis einzukaufen; doch alle Vorräthe waren erschöpft, und wir hielten ein höchst frugales Mahl. Wir bemühten uns indeß, den Mangel durch

Heiterkeit zu ersetzen, und um das Vergnügen zu erhöhen, luden wir einige junge Mädchen ein. Dieser Einfall gefiel dem Gesandten, unsere Gesellschaft war allerliebst, und der dürftigste Abend wurde zum heitersten. Der Herr von Montigo bat uns jetzt seinerseits auf den andern Tag zu Tische. Wir glaubten, seine Verlegenheit würde hinsichtlich der Bewirthung der unsrigen gleichen; wie groß war aber unser Erstaunen, als wir uns zur Tafel setzten. Wir fanden einen Vorrath von Leckerbissen, wie in der ersten Stadt Europas. Dies beschämte uns sehr und überzeugte uns, daß mit Geld und kluger Einrichtung Alles herbeizuschaffen ist.

Der König hat seine Kavallerie gemustert; sie ist vollzählig gemacht und in einem vortrefflichen Zustande. Nach der Abreise der Gesandten gewinnen die Sachen bei der Armee ein anderes Ansehen, und es scheint, als sei der König Willens, das Lager aufzuheben, eine andere Stellung zu nehmen und die Eroberung Schlesiens zu vollenden. Alle übrigen fremden Minister, so wie die Gemahlinnen der Offiziere, haben Strehlen verlassen und sind nach Breslau zurückgekehrt. Uns hat der König ebenfalls da-

hin geschickt und mir besonders geboten, dort seine Befehle zu erwarten. Ich gehorchte mit um so größerem Vergnügen, da es mir recht angenehm ist, nach 18 monatlichem Umherreisen ein wenig Ruhe zu genießen.

Ich schließe, gnädige Frau, mit der Versicherung, daß der König ungeachtet der Kriegsbeschwerden sich sehr wohl befindet, daß er heitrer und aufgeweckter ist, als je, und Alle, die sich ihm nähern, sehr huldreich aufnimmt. Er ist mir in seinem Lager und an der Spitze von 24,000 Mann sehr groß erschienen. Ich habe die Ehre ꝛc.

37.

An Frau von Münchhausen, in Hannover.

Breslau, den 3. August 1741.

Mir gefällt es in Breslau recht gut, gnädige Frau, und meine Zeit vergeht auf die angenehmste

Art von der Welt. Ich wohne mit meinem Freunde Jordan in dem Hause des Banquier Gimsch, eines sehr artigen Mannes, woselbst die Frau Generalin von Stübeck die Güte hatte, uns ihr Quartier einzuräumen. Hier leben wir den Wissenschaften. Der Vormittag vergeht unter Frühstücken, Lesen und Schreiben. Von 11 — 12 Uhr kleiden wir uns an, worauf wir zu Herrn Korn, dem Buchhändler des Königs, gehen, bei dem sich um diese Zeit die ganze gelehrte Welt der Stadt und Jeder, welcher gern etwas Neues hört, versammelt. Man liest hier alle Kunst- und gelehrte Sachen, und erfährt die politischen Begebenheiten. Um 2 Uhr gehen wir nach Hause, wo uns eine gute Mahlzeit erwartet. Der Nachmittag ist den Visiten und der Etikette geweiht. Jeden Abend ist nach der Reihe in sieben Häusern Assemblee, nämlich bei dem Kardinal Zinzendorf, der Gräfin Wilscheck, dem Grafen Hochberg, dem Grafen Nostiz, dem Grafen Almenslo, dem Baron Wargotsch und dem Herrn von Sweerts. Die Gesellschaft ist gewählt und jeder Fremde willkommen. Man betrachtet uns hier als Hofleute des Königs, die er mit besonderer Gnade beehrt, weshalb man

uns natürlich mit Artigkeit überschüttet. Obgleich ich dies dankbar erkenne, so kann ich mich doch nicht enthalten, oft in meinem Herzen zu lachen, wenn ich sehe, wie sich der hohe östreichische Adel nach den Zeitumständen herabstimmt. Wenn ich in ein Haus trete, dünkt es mich immer, als hätten die 24,000 Preußen doch auch ihren Antheil an der guten Aufnahme. Denken Sie indessen nicht, daß ich meine Stellung geltend mache; ich bemühe mich, Jedem mit Artigkeit entgegenzukommen, und habe schon öfter Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß man uns in Breslau mehr liebt, als fürchtet.

Hier befinden sich noch die Herren von Münchow und Reinhard, die vom Könige über das Kriegsdirektorium und Kommissariatwesen in Schlesien gesetzt sind; der General-Lieutenant von der Marwitz, Kommandant der Stadt; viele Gemahlinnen der Offiziere vom ersten Range; der englische Gesandte, Mylord Hyndfort; der französische, Marquis von Vallory; der holländische, Baron Ginkel; der dänische, General Prätorius; der schwedische, Herr Rudensschildt; die baierschen Minister, Graf von Thöring und Chevalier de la Rose; der polnische Ge-

sandte, Herr von Bülow, und endlich der hannöverische, Herr von Schwichelt. Außerdem habe ich mit dem Vetter unsers Staatsministers, dem liebenswürdigen Herrn von Podewils, der ganz kürzlich aus Rußland zurückgekommen ist, und mit dem Herrn von Vockerodt, Geheimenrath im Departement des Auswärtigen, einem sehr fähigen und lieben Manne, einen engen Freundschaftsbund geknüpft. Von dem bekannten Baron Pöllnitz spreche ich nicht; Sie wissen, daß er längst mein Freund war, und um die Gesellschaft vollzählig zu machen, ist auch der Graf von Algarotti von seiner Reise nach Turin hierher zurückgekehrt.

Mein liebstes Haus in Breslau ist das des Baron Wargotsch, wo ich zu jeder Stunde des Tages, ohne Zwang und Umstände, freundlich aufgenommen werde. Der Hausherr ist ein Mann, mit dem es sich herrlich lebt; er liebt die Geselligkeit, einen guten Tisch und seine Spielpartie. Seine Gemahlin ist vom besten Stoff, aus dem Gott je eine Frau formte; sie hat Verstand und sagt mit einer Donnerstimme recht artige Sachen, auch macht sie niedliche, doch blos deutsche Verse. Auch sie liebt die

Geselligkeit und hat eine sehr wohleingerichtete Küche; was aber dem Hause den größten Reiz giebt, sind zwei sehr hübsche Nichten. Mein Kopf hat sich für die ältere, mein Herz für die jüngere erklärt. Nie sah ich schönere Augen und schöneres Haar, als bei der letzteren. Sie hat viel Feinheit des Witzes, Herzensgüte und liebenswürdige Heiterkeit. Alle Fremden, die hier sind, opfern ihren Reizen. Ich läugne nicht, daß ich mich bemühe, ihre Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen, aber ich habe in meinem besten Freunde einen furchtbaren Nebenbuhler. Die Philosophie des guten Jordan hat einen gewaltigen Stoß erhalten; er ist verliebt, wie ein junger Stutzer, und ersinnt allerhand, um durch sein Leiden und Lieben zu rühren. Einst hatte Fräulein von S — zu ihm gesagt, sie habe eben kein gefühlvolles Herz. Jordan hielt es für seine Pflicht, sie zur Bekämpfung der Gefühllosigkeit aufzufordern, und schrieb ihr zu diesem Zweck ein scherzhaftes Briefchen in Versen, welches voll Witz und Leben war, und zu gleicher Zeit ihrer Eigenliebe auf eine so feine Weise schmeichelte, daß sie sich nicht enthalten konnte, es unserm Podewils mitzutheilen. Dieser nahm eine

Abschrift davon und faßte ohne Wissen des Fräulein von S— eine, man könnte sagen, beinah' zärtliche Antwort darauf ab. Er hatte in seinen Versen dieselben Endreime beibehalten, und ließ sie auf einer Assemblee dem verliebten Jordan heimlich und auf eine Art zustellen, als kämen sie unmittelbar von Fräulein von S —. Jener schlich sich sogleich aus dem Saal, um die Verse im Vorzimmer zu lesen, und kam kurz darauf mit einer seligen, triumphirenden Miene zurück. Ich sah sein Glück in seinen Augen, ohne die Ursach' zu errathen. Wir hatten Podewils und Bockerodt gebeten, nach der Assemblee bei uns zu Nacht zu essen. Jordan näherte sich mir und bat mich, mein Spiel so schnell, als möglich, zu enden und mit ihm wegzueilen, da er mir etwas sehr Wichtiges zu sagen habe. Gleich darauf fuhren wir mit unsern beiden Gästen nach Hause, woselbst uns Jordan sogleich die erhaltene Antwort vorlas. Seine Liebe machte, daß er den Brief tausend Mal bezaubernder fand, als er war. Er hatte keine Ahnung davon, daß ihn jemand Anders, als die geistreiche Marie, abgefaßt haben könnte. Bockerodt bestärkte ihn darin und wünschte ihm Glück; der witzige und

komische Podewils aber zerbiß sich die Lippen und hatte allerhand an dem Briefe auszusetzen. Ich konnte demselben meinen Beifall nicht versagen, doch regte sich in meinem Herzen ein Gefühl der Eifersucht, welches mir die Augen über mich selbst öffnete und mir bewies, daß mir die Verfasserin des Briefs keineswegs gleichgültig war. Den ganzen Abend war die schöne Marie unsere einzige Unterhaltung, wir tranken wohl zwanzig Mal ihre Gesundheit, mir aber ging die Fröhlichkeit nicht von Herzen. Ich legte mich recht ärgerlich zu Bett und schlief mißvergnügt ein, doch schon am andern Morgen zerstreute Podewils, ohne es zu wissen, meine Unruhe, indem er mir entdeckte, Fräulein Marie wisse auch nicht ein Wort von dem Briefe. Jordan war außer sich, als er die Sache erfuhr; doch mußte er seinem Freunde den Scherz verzeihen. Jetzt bemühen wir uns beide um die Wette, der schönen Schlesierin zu gefallen, obgleich wir die Ueberzeugung haben, daß dies zu nichts Ernstlichem führen kann. Jordan — wie er selbst findet — ist zu alt, und ich bin zu jung für sie. Könnte ich übrigens in meinem jetzigen Verhältnisse an eine Heirath denken? — Man freut sich des

Lebens, so gut es mitten in den Stürmen des Kriegs geht, nur muß man wachen, daß das Herz nicht dabei in's Gedränge komme.

Mit vorzüglicher Verehrung ɾc.

38.

An Dieselbe.

Breslau, den 12. August 1741.

Was doch der Müßiggang alles hervorbringt! Schade, daß Sie nicht hier sind, gnädige Frau, um mich ein wenig in Zaum zu halten. In England, wo ich viel zu thun hatte, trotzte ich allen Gefahren der Liebe; hier, wo mich nichts beschäftigt, bin ich so wenig gegen sie auf meiner Hut, daß ich in diesem Augenblicke doppelte Fesseln trage. Gott weiß, was daraus werden wird! Da mir aber viel daran liegt, daß Sie mir, ungeachtet meiner Fehler, freundlich gewogen bleiben, so will ich Ihnen Alles erzählen.

Ich habe Ihnen vertraut, was mein Herz für Fräulein von S — empfand; schon fürchtete ich, diese Flamme werde mich verbrennen, als auf einmal unerwartet Wasser hineingegossen wurde. In einer der Assembleen — das holde S — sche Schwesterpaar war nicht zugegen — irrte mein Auge nachlässig im Saale umher, als ich eine mir unbekannte Dame, die mich im höchsten Grade frappirte, eintreten sah. Sie schien etwa acht und zwanzig Jahr alt, ihre Haltung war natürlich und edel; ohne schön zu sein, waren ihre Züge fein und regelmäßig, und in ihrem großen blauen Auge schien sich ihre Seele zu spiegeln. Ich fragte nach ihrem Namen: man sagte mir, es sei Frau von C —, deren Gemahl sich in der Suite des Königs befinde, und die während des Feldzugs in Breslau bleiben wolle. Ich ließ mich ihr vorstellen, doch, da sie mich nicht besonders zu beachten schien, entfernte ich mich und sah nachher, daß sie mit Podewils sprach, den sie kannte. Man arrangirte die Partien, und da Frau von C — fremd war, schlug ihr Podewils vor, mit ihm, der Gräfin Nostitz und einem Freunde — er meinte mich — zu spielen. Sie genehmigte ihn und die Gräfin,

„aber" setzte sie hinzu, „die vierte Person werde ich selbst wählen." Jetzt kam sie zu mir, reichte mir eine Karte und lud mich zu ihrer Partie ein. Ich nahm dies mit Vergnügen an und führte sie an den Spieltisch. „Hier", sagte sie zu Podewils, „ist unser Vierter." — „Aber, gnädige Frau, dies ist gerade der Freund, den ich erwählt hatte, wie kommt er zu der Ehre ihrer Bekanntschaft?" — Sie erröthete. — Wir fingen an zu spielen, je länger ich sie sah und sprechen hörte, je befangener wurde ich. Den andern Tag machte ich ihr meine Aufwartung. Es war die Rede davon, daß die Fremden ihre Partien in den Assembleen nicht immer nach Wunsch fänden, und wir gaben uns das Wort, als Fremde und einem Könige Angehörende, stets an demselben Tische zu spielen. Seit dieser Zeit sehe ich sie täglich, entweder in Gesellschaft, oder ich mache ihr Visite. Allein, gnädigste Frau, dies öftere Beisammensein ist ein Gift für Ihren armen Freund. Was ich sonst für Fräulein von S— empfand, ist beinahe gänzlich verschwunden. Jordan, der meine entstehende Leidenschaft bemerkt, unterstützt sie und versichert, es sei recht, das Herz einer so jungen Dame, wie Fräulein

von S—, nicht länger zu beunruhigen, da doch nie von einer Verbindung die Rede sein könne. Ich sehe diese zwar immer noch mit Vergnügen, aber wie ganz anders ist es mir in der Nähe der Frau von C—! Was sagen Sie hierzu, gnädigste Frau, finden Sie, daß ich eine zweideutige Rolle spiele, die sich nicht mit der Ehre und Rechtlichkeit verträgt? Ich verstehe mich selbst nicht. Unterstützen Sie mich mit ihrem Rathe und zeigen Sie den rechten Weg Ihrem Ihnen von ganzem Herzen ergebenen ꝛc.

39.

An Dieselbe.

Breslau, den 26. September 1741.

Mein Aufenthalt in Breslau gewinnt täglich mehr Reize. Ich befinde mich vollkommen wohl, bin in dem Alter, in welchem man für jedes Vergnügen empfänglich ist, habe hier viele alte Freunde angetroffen und neue erworben; meine Kasse ist gut im

Stande, weil ich unnütze Ausgaben vermeide, mein Geist beschäftigt sich mit den Wissenschaften und mein Herz — mit der Liebe. Was braucht man mehr, um glücklich zu sein? Jordan und ich hatten in einer Vorstadt Breslaus einen reizenden Garten gemiethet, wo wir einen Theil des Tags in einem Pommeranzenhain zubrachten. Wir ließen unser Mittagbrod hinausschicken, welches oft einige Freunde mit uns theilten, und des Abends entzückte mich die Gesellschaft der angebeteten Frau von C—. Doch währte dies Vergnügen nicht lange, denn vor ungefähr 14 Tagen erhielt Jordan vom König Befehl, sich mit mir in das Lager vor Neiße zu begeben. Wir vertauschten also den Vögelgesang gegen das Waffengeklirr. Wir fuhren durch Ohlau. In Grottkau, einer Stadt, die zum Bisthum Breslau gehört, blieben wir die Nacht. Es sah traurig an diesen Oertern aus, die der Schauplatz des Kriegs gewesen waren. Bei Anbruch des Tags setzten wir unsere Reise fort und stießen bald auf den König, der sich auf einer Berghöhe, Neiße gegenüber, gelagert hatte. Im Lager herrschte der größte Mangel, und es war uns sehr empfindlich, daß die Armee des Herrn von

Neuperg in den Dörfern der Ebene und im Lager den größten Ueberfluß an Lebensmitteln hatte. Ich stieg auf die Spitze des Bergs und entdeckte mit einem Fernrohre, daß die Marketender den östreichischen Husaren alle Arten von Speisen, ja, sogar Fische, seltenes Obst, Melonen und Ananas verkauften, während wir beinahe verhungerten. Doch schon am andern Tage, Nachmittags, setzte sich die Neupergsche Armee gegen die böhmischen Berge in Bewegung, worauf die Sachen ein anderes Ansehen gewannen. Dadurch, daß sie ihr Lager in der Ebene verließ, ward dem König der Vortheil, Neiße belagern zu können. Sogleich machte sich dieser auf. Die leichten Truppen wurden den Oestreichern nachgesandt, und wir brauchten nur den Berg hinabzusteigen, um das eben leer gewordene östreichische Lager einzunehmen. Der König schlug sein Hauptquartier im Dorfe Neunz auf, das Belagerungskorps setzte sich an der Neiße, und die andern Truppen wurden in die Dörfer vertheilt, doch so, daß sie sich sämmtlich in einigen Stunden zusammenziehen konnten. Der König war mit seinem neuen Quartier und mit Neupergs Abmarsch sehr zufrieden; beson-

ders aber war es ihm wichtig, daß sich ihm die Aussicht zur Wegnahme der bedeutendsten Festung Schlesiens eröffnete. Er empfing uns sehr gnädig und befahl, uns in dem Hause, in dem er selbst wohnte, ein Quartier anzuweisen. Es war das Haus des katholischen Dorfpfarrers. Nach dem kleinen Abendessen entfernten wir uns, in der Hoffnung, uns von den Mühen des Tags in einem guten Bett zu erholen; wie erschraken wir aber, als uns der ehrliche, doch sehr arme Mann in eine Dachkammer, über dem Zimmer des Königs, führte, wo wir eine mit einem Tuch bedeckte Streu und einige sehr unsaubre Kissen fanden. Dieser Anblick war so abschreckend, daß er uns allen Muth benahm, jedoch blieb uns nichts übrig, als uns in unsere Mäntel zu wickeln und uns auf die Streu zu werfen. Zu unserm Leidwesen legte sich der Pfarrer, nachdem er lange lateinische Gebete gemurmelt hatte, an unsere Seite und fing nun in demselben Tone an zu schnarchen. Wie sehnten wir uns nach Breslau, nach unserm Garten, unsern Assembleen und unserer freundlichen Wohnung, und wie verwünschten wir den Krieg! Endlich fielen einige Mohnkörner auf unser trauriges

Lager, wir schliefen ein und erwachten erst spät am andern Morgen durch den Wirbel der Trommeln. Den folgenden Tag ließ der König alle Anstalten zur Belagerung machen, und in der Nacht eröffnete der General Walrave die Laufgräben vor der Stadt.

Eine Belagerung war für mich ein neues Schauspiel. Im Anfang empörte sich meine ganze Philosophie dagegen, zuletzt aber, wie dies in so vielen Dingen der Fall ist, versöhnte mich die Gewohnheit. Bald war ich mit dem Kriegshandwerk so vertraut, daß ich mit den Offizieren der königlichen Suite die Trancheen besuchte, Batterien und Redouten errichten, und die Stadt mit Bomben und Kanonenkugeln beschießen sah, und dies nicht nur mit kaltem Blute, sondern mit einer Theilnahme, die nicht ganz ohne Vergnügen war. Es fiel bei dieser Belagerung nichts Besonderes vor. Der einzige verdrießliche Zufall, den wir erfuhren, war, daß sich einige Pulverfässer, die man zu nahe an die Batterien gebracht hatte, entzündeten, wodurch elf Artilleristen in die Luft gesprengt wurden. Die Unglücklichen verloren das Leben auf eine schaudervolle Art; ihre zerschmetterten Leichname waren kohlschwarz.

Durch die Alles vermögende Sorgfalt unseres Freundes Fredersdorf fanden wir bald ein anständiges und bequemes Nachtlager. Der König hatte in eine Scheune zwei Tafeln, jede zu vierzig Kouverten, setzen lassen, woran er mit den Prinzen und den ersten Offizieren speiste. Wir wurden mit an diese Tafeln gezogen, zuweilen aber auch von den Generalen eingeladen. Man speiste gut und hatte hinreichenden Wein. Den Nachmittag brachten wir im Zimmer des Königs und den Abend bei dem Markgrafen Heinrich zu, der angenehm wohnte, und wo wir fast täglich Spiel und Souper fanden.

Der Marschall von Schwerin lag in einem Dorfe, eine Viertelmeile vom Hauptquartier. Einst lud er mich zum Mittagessen. Ich traf eine zahlreiche und heitere Gesellschaft, und befand mich so wohl, daß die Nacht unerwartet einbrach. Ich mußte nach dem Hauptquartier zurück, um dem Könige, wie gewöhnlich, aufzuwarten. Der Marschall bot mir ein Pferd an, der Reitknecht war indeß so boshaft, mir das zu satteln, welches der Marschall in der Schlacht bei Mollwitz geritten hatte, wodurch es sehr scheu geworden war. Dies bemerkte ich, sobald

ich das Dorf im Rücken hatte; es wurde sehr finster, und ich war zehn Mal in Gefahr, den Hals zu brechen. Ich mußte einen Berg hinauf- und von der andern Seite wieder herunterreiten. Auf der Höhe wurde mir ganz bange; ich hatte Niemand als einen unbekannten Reitknecht bei mir. Die ganze Gegend um mich war durch Soldaten und Marodeure unsicher gemacht, und ich ritt ein unbändiges Pferd. Ich sah zu meinen Füßen das Bombardement der Stadt Neiße, ich hörte Kanonendonner und Angstgeschrei. Ueber unsern Batterien war der Himmel hell erleuchtet; ich hatte den Kopf gänzlich verloren und wußte nicht mehr, wohin ich mich wenden sollte. Endlich, indem ich den Berg hinabreite, macht mein Pferd auf einmal einen ungeheuern Seitensprung; ich gebe mir alle Mühe, es wieder auf den Weg zu bringen, und befinde mich in demselben Augenblick vor einem Deserteur, der vor wenigen Stunden gehangen worden war. Entsetzlicher Anblick! Der Galgen war so niedrig, daß mein Kopf beinahe das Gesicht des Unglücklichen berührte. Ich gab meinem Pferde die Sporen und entfernte mich, wie von bösen Geistern getrieben, von der grausigen Scene.

Endlich kam ich, in Schweiß gebadet, in's Hauptquartier; ich schickte das Pferd zurück und ging zum Könige, der mich sogleich fragte, wovon ich so erhitzt wäre. Ich erzählte es ihm. Er lachte herzlich und rieth mir, mich des Nachts nie wieder zu weit vom Hauptquartier zu entfernen.

Doch nach zwei Tagen gerieth ich noch in größere Gefahr. Der Kommandant der Stadt hatte eine weiße Fahne ausgesteckt, und der General-Adjutant des Königs, von Bork, wurde mit einem Trompeter zur Unterhandlung in die Stadt geschickt. Während dieser Zeit stellte man die Feindseligkeiten ein, und Fredersdorf schlug mir vor, dies zu benutzen, um in der Nähe der Stadt einen Spazierritt zu machen und sie von Außen anzusehen. Wir kamen in der That ungehindert bis an die Wälle, aber wie groß war unser Schrecken, als wir, auf demselben Wege zurückkehrend, auf einmal das Brüllen alles preußischen Geschützes hörten. Die Belagerten beantworteten dies, und unglücklicherweise waren wir in der Schußlinie. Ich trug ein blaues Kleid, mit goldenen Brandebourgs besetzt; man bemerkte es in der Stadt und hielt mich für einen königlichen General-

Adjudanten. Alle Kanonen wurden auf uns gerichtet. Unsere Kanoniere schrien uns von den Batterien zu, uns in Sicherheit zu setzen. Es regnete links und rechts neben uns Kanonenkugeln, doch wurden wir unbegreiflicherweise nicht getroffen und erreichten im starken Galopp eine kleine, nahe Anhöhe, die uns Schutz gewährte, und von der wir, nachdem sich unsere Pferde verschnoben hatten, ganz ruhig in unser Quartier zurückkehrten.

Den andern Tag ergab sich die Stadt dem Könige, und wir sahen die Besatzung mit allen kriegerischen Ehren ausziehen. Ein einziges Infanterie-Regiment sah gut aus, die andern erregten mehr Mitleid, als Furcht.

Der König schickte uns hierauf nach Breslau zurück, Jordan aber bekam Befehl, blos seine Sachen daselbst zusammenzupacken und dann unverzüglich nach Berlin zu gehen, um der Königin die nahe Ankunft ihres erhabenen Gemahls zu melden. „Sie aber, Bielfeld", sagte der König zu mir, „erwarten mich in Breslau." Wir reisten sogleich ab und kamen bald nach der Hauptstadt Schlesiens, wo ich mich zu meinem Leidwesen auf einige Zeit von meinem lieben

Jordan trennen mußte. Dieser treue und theilnehmende Freund fuhr in einem russischen Schlafwagen nach Berlin. Der Wagen gehört Vockerodt, der ihn von Petersburg mitgebracht hat. Ich habe nie ein zum Reisen zweckmäßigeres Fuhrwerk gesehen.

Uebermorgen wird der König erwartet, man macht große Vorbereitungen zu seinem Empfange; nächstens mehr darüber von Ihrem ꝛc.

40.

Jordan an Bielfeld.

Grünberg, den 3. Oktober 1741.

Ich kann mich nicht enthalten, mein theurer Bielfeld, Ihnen schon von hier aus zu schreiben. Sie fehlen mir überall, und meine ganze Reise erscheint mir unbeschreiblich langweilig und traurig. Ich blicke auf die Vergangenheit wie auf einen schönen Traum zurück, und doch beweist mir die Sehnsucht meines Herzens, daß ich nicht träume; ein wahrer

Schmerz folgt mir in die Einsamkeit, ja — in die Einsamkeit, denn nie fühlte ich mich so vereinzelt. Empfehlen Sie mich der Frau von C— und sagen Sie ihr viel Schönes in meinem Namen; Sie brauchen deshalb nicht eifersüchtig zu sein, Jedermann sieht ja die schöne Frau mit demselben Auge, wie Sie und ich. Grüßen Sie auch das reizende Schwesterpaar und benutzen Sie meine Abwesenheit nicht, um mich gänzlich bei Marien auszustechen. Podewils und Bockerodt umarme ich herzlich; sagen Sie Ersterem, daß ich ihn liebe und schätze, daß er sich aber nur nicht etwa einfallen lassen solle, mir bei den Damen Böses nachzusagen. Unserm Bockerodt nochmals den herzlichsten Dank für seinen Wagen, worin man vortrefflich fährt, und sehr gut lesen und schlafen kann. Das Schlafen ist überhaupt das Beste, was mir zu thun übrig bleibt. Schlaf und Hoffnung sind oft unsere einzigen Tröster, Beide trügerisch, doch Balsam reichend. Ich umarme Sie herzlich.

41.

Antwort an Jordan.

Breslau, den 12. Oktober 1741.

Es wäre unnütz, bester Jordan, Ihnen zu sagen, wie sehr ich Ihren Kummer über unsere Trennung theile. Als Sie in Ihrem russischen Fuhrwerke von hier abreisten, glichen Sie in Ihrem Pelzrocke und in Ihrer rauhen Mütze einem Bewohner des Polarkreises; allein unter dieser lappländischen Hülle barg sich ein deutsches Herz und ein französisches Genie; ich war sehr von dieser dreifachen Vereinigung frappirt.

Ich habe Ihnen Manches zu erzählen. Nach Ihrer Abreise versammelte sich hier der schlesische Adel nebst den Abgeordneten der Städte und der Geistlichkeit, die ihrem neuen Herrn den Eid der Treue schwören sollten. Die Hauptstadt wimmelt so von Fremden, daß man in Paris zu sein glaubt: ganz Schlesien ist in diesem Augenblick in Breslau. Man sieht nichts als vier- und sechsspännige Equi-

pagen, Bediente von allen Farben, Heiducken und Läufer, die vom Kopf bis zu den Füßen mit Gold betreßt sind. In den Assembleen hört man sich selbst kaum, und es ist selten möglich, zu einem Spieltisch zu gelangen. Da der schlesische Adel sehr artig ist, so verfehlt er nicht, den Umgebungen des Königs aufzuwarten, und von 8 Uhr Morgens bis gegen Abend werden unsere Zimmer nicht leer.

Der Magistrat und die Bürger machen ihrerseits alle Anstalten zum Empfange des Königs. Seit dem Kaiser Mathias hat Schlesien nie seinen Herrscher gesehen, deshalb ist man zu einer solchen Feier eben nicht eingerichtet. Der große Saal des Rathhauses wird zur Abnahme des Huldigungseides möblirt und zurecht gemacht. Man hat einen alten Thron, nebst Himmel dazu, gefunden, denselben, auf welchem der Kaiser Mathias sich niederließ, und man muß ihn benutzen, da die Zeit zu kurz ist, um ihn durch einen neuen zu ersetzen. Zum Unglück war auf dem mit Sammet überzogenen Sessel der doppelte Reichsadler gestickt. Diesem hat man in der Angst einen Kopf abgeschnitten und ihm den Namenszug des Königs auf die Brust geheftet, wodurch er ein so gut preu-

ßisches Ansehn bekommen hat, als wäre er in seinem Leben kein Oestreicher gewesen. Der Thron hat vier Stufen, und der Lehnstuhl darauf ist sehr schön; die Wände sind mit Tapeten behangen, worauf sich abwechselnd der Namenszug und das Wappen des Königs befinden.

Unser Herr kam vorigen Donnerstag hier an; er fand einen unzähligen Volkshaufen vor seinem Palaste und innerhalb desselben den schlesischen Adel, Prälaten, Offiziere und viele Personen von Stande. Man stellte die Vornehmsten derselben dem Könige vor, der sie gnädig empfing und sich lange mit ihnen unterhielt. Nach diesem ging er in sein Zimmer, spielte die Flöte und legte sich, erschöpft von den Anstrengungen des Tags, bald zur Ruhe.

Am andern Morgen, nachdem sich der König mit seinen Ministern unterhalten hatte, ließ er Pöllnitz rufen. „Baron," sagte er zu ihm, „ich habe diese „Nacht geträumt, daß ich Fürsten machte. Sie sind „in Schlesien bekannt und können mir sagen, wer die „nächsten Ansprüche darauf hat." Pöllnitz besann sich nicht lange; er schlug den Grafen Schöneich, als Besitzer der Herrschaft Beuthen und Carolath, und den

Grafen von Hatzfeld vor, die sogleich von ihrer Erhebung in den Fürstenstand benachrichtigt wurden. Dann ernannte der König noch 4 Grafen, 4 Barone und 4 Edelleute. Sechs der vornehmsten schlesischen H.rren erhielten den schwarzen Adlerorden; unser Minister des Auswärtigen, von Podewils, wurde zur Vergeltung seiner geleisteten Dienste ebenfalls in den Grafenstand, mit Verleihung des schwarzen Adlerordens, erhoben. Außerdem wurden vier Kammerherrenschlüssel und mehrere Titel und Pensionen bewilligt. Der Herr von Münchow bleibt in Schlesien; er ist mit der Verwaltung der Regierungsgeschäfte und der königlichen Einkünfte beauftragt, und um ihn mit Glanz und Ansehen in einem neuerworbenen Lande zu umgeben, hat ihn der König zum Grafen und Staatsminister ernannt.

Dieses, lieber Freund, sind die vornehmsten Beförderungen seit Ihrer Abwesenheit, von denen sich das Gerücht überall verbreitet und einen Schlag Menschen herbeigelockt hat, der mit Gold überzogen, aber ungebildet und vorlaut ist. Die Mehrzahl des Adels besteht in der That aus Leuten von Geist und Verdienst, diese aber halten sich etwas im Hinter-

grunde, während sich die Gecken vordrängen und in jeder Versammlung immer zahlreicher zum Vorschein kommen. Was mir auffällt, ist, hier eine Masse deutscher Reimer zu finden. Man braucht nur zu heirathen, um von ihnen bis in den Himmel erhoben und überredet zu werden, daß alle Gottheiten des Olymps an diesem Ereigniß Theil nehmen. Stirbt ein ehrlicher Bürger, durch dessen Tod die Welt just nichts verliert, so reißen sich die Versemacher an seinem Grabe die Haare aus, mit einem Worte, ihre Hippokrene fängt bei der geringsten Berührung an zu sprudeln.

Am Tage Ihrer Abreise, mein lieber Jordan, speiste ich mit Podewils bei'm Herrn von R— zu Mittag; er hatte drei Deutsche von der witzigen Zunft eingeladen; die Tafel war gut besetzt, aber — das attische Salz fehlte. Wie vermißten wir unsern lieben Jordan! Wir konnten uns nicht enthalten, mit dem Glase in der Hand, folgenden Toast auszubringen:

„Es lebe Freund Jordan, zum Witz und zum Scherze geboren,
„Ein Liebling der Weisen, die Geißel unleidlicher Thoren!"

Endlich konnte ich unser langweiliges Diner nicht mehr aushalten, ich entfernte mich unter einem passenden Vorwande und überlasse es Ihnen, zu errathen, wohin ich ging. Den Abend war große Gesellschaft bei Frau von Wargotsch. Viele goldbetreßte Herren, die eigentlich besser gethan hätten, in ihren ländlichen Gefilden zu bleiben, befanden sich dort; sie waren ganz nach der neuesten Pariser Mode gekleidet und bemühten sich, die schöne Marie mit hinreißender Liebenswürdigkeit zu unterhalten. Ich weiß nicht, was ihr fehlt; sie sah unbeschreiblich traurig aus und wurde nicht wenig geneckt. Sie kennen ja des Grafen Königsdorf und Podewils boshaften Witz, und sie räumte Beiden vielleicht mehr ein, als sie hätte einräumen sollen. Ich bin überzeugt, daß ich meinen Brief für Sie nicht angenehmer schließen kann; nächsten Posttag erfahren Sie mehr von Ihrem Freunde &c.

42.

An Denselben.

Breslau, den 15. Oktober 1741.

Seit der Ankunft des Königs hatte sich der Zudrang des Adels täglich so vermehrt, daß in den größten Häusern die Assemblee-Zimmer die Menge nicht fassen konnten. Der König ordnete daher in dem Lokatellyschen Hause, in welchem sehr große Säle sind, öffentliche Assembleen an, die er jeden Abend durch seine Gegenwart verherrlichte; nachher war Tafel, wozu die liebenswürdigsten Damen geladen wurden. Endlich erschien der Huldigungstag. Schon am frühen Morgen trat die ganze Besatzung unter Gewehr und wurde in den verschiedenen Stadttheilen aufgestellt; das erste Bataillon der Garde zu Fuß besetzte den Markt und schloß das Rathhaus ein, wohin sich ein Stellvertreter des Kardinal Zinzendorf (Bischofs von Breslau) mit den sämmtlichen Prälaten, den Vorstehern der geistlichen Orden und den Abgeordneten der ganzen schlesischen Geistlichkeit bege-

ben hatte. Ihnen folgten die Deputirten der Provinzen. Hinter diesen ging der Magistrat von Breslau mit den Abgeordneten der Städte, die nicht zum Fürstenthum Breslau gehören. Der Zug war ohne Ende. Der hohe Adel kam in sechsspännigen Kutschen, prachtvoll und blendend, umgeben von den reichsten Livreen. Der Markt war gedrängt voll Menschen. Alle Fenster des Platzes waren von Damen des ersten Ranges im höchsten Putz eingenommen, welches einen um so glänzendern Effekt machte, da wir das schönste Wetter von der Welt hatten. Jeder stellte sich im Saal an seinen angewiesenen Platz. Hierauf traten der Marschall, Graf Schwerin, der Minister, Graf von Podewils, der Graf von Münchow, mehrere Generale und Alles, was vom königlichen Gefolge in Breslau ist, — wozu auch ich gehörte — durch eine besondere Thüre in den Saal und stellten sich zu beiden Seiten des Throns, den schlesischen Abgeordneten gegenüber. Gegen Mittag kündigte man uns die Ankunft des Monarchen an. Der König kam in dem Wagen, dessen er sich im Felde bedient; dieser war mit acht Pferden bespannt, die jedoch an bloßen Strängen zogen. Der König

trug eine nichts weniger als neue Uniform, sein Haar war nicht vorzüglich frisirt, und sein ganzes Erscheinen keineswegs von äußerm Glanz umgeben. In diesem Aufzuge erstieg er die Stufen des Throns und nahm auf seinem Lehnstuhl Platz. Der Prinz Wilhelm und die übrigen gegenwärtigen Prinzen stellten sich um ihn her. Der Marschall Schwerin, der Seiner Majestät zur Rechten stand, hatte das königliche Reichsschwerdt halten sollen, aber es war vergessen worden. Der König wußte der Sache abzuhelfen. Er zog den Degen, mit welchem er Schlesien erobert hatte, und reichte ihn dem Marschall. Der Graf Podewils, der dem Könige zur Linken stand, eröffnete die Ceremonie mit einer Rede. Er setzte den versammelten Ständen die Gründe auseinander, weshalb der König, nachdem er Schlesien ruhmvoll erworben, sie hier zusammenberufen habe; er ermahnte sie, ihrem neuen Monarchen mit Herz und Mund den Eid der Treue zu schwören, und versprach ihnen im Namen desselben Alles, was zu ihrem künftigen Glück gereichen könnte. — Mir hat diese Rede sehr wohl gefallen, sie war schmucklos, edel und machte großen Eindruck. Hierauf las

Bockerodt den Eid der Treue, welchen Abgeordnete und Adel mit lauter Stimme nachsprachen. So lange dies Lesen dauerte, saß der König und war mit dem Hute bedeckt; während der Rede, die in seinem Namen gehalten wurde, stand er mit entblößtem Haupte da. Der Adel stand ebenfalls; die Abgeordneten des Kardinals, der Geistlichkeit und der Städte lagen auf den Knien.

Als der Eid geleistet war, gingen alle Anwesende nach ihrem Range zum Thron, legten die Hand auf die Bibel und küßten den Knopf am Degen des Königs, zum Zeichen einer ewigen Treue. Nach dieser sehr langen Feierlichkeit versicherte der Graf Podewils im Namen des Königs den versammelten Ständen die Zufriedenheit des Monarchen, und versprach ihnen Schutz und die Bestätigung aller ihrer Privilegien. Ein lautes: „Es lebe der König von Preu„ßen, unser souverainer Herzog!“ donnerte durch den Saal. Hierauf grüßte der König die Versammlung, stieg vom Throne und wurde von sämmtlichen Ständen bis an den Wagen begleitet.

Den Mittag war großes Diner beim Könige; die Tafel des Monarchen bestand aus 50 Kouverten,

doch waren noch sechs andere, deren Reichthum nichts zu wünschen übrig ließ. An einer derselben mußte ich die Honneurs machen, und ich bemühte mich nach Kräften, Alles aufzuheitern. Der König unterstützte mich darin, indem er mir zum Nachtisch 24 Flaschen Unga wein und eine silberne, mit einer Serviette bedeckte Schüssel sandte. Sie war mit goldenen und silbernen Gedächtnißmünzen angefüllt, die man für diesen Tag geprägt hatte, und wovon jedem Gaste eine goldene und zwei silberne überreicht wurden. Dies letzte Gericht erheiterte alle Gesichter. Ich ersann eiligst einen Toast im Namen des Königs, und meine Gäste ließen den Monarchen hoch leben, der eben so geschickt im Ländererobern, als im Ausprägen schöner Münzen sei. Unsere Heiterkeit äußerte sich zuletzt etwas laut; der König hörte es im andern Zimmer und war sehr damit zufrieden.

Den Abend eilte Jeder zu seinem Wagen, um mit einer ihm angenehmen Gesellschaft durch die Stadt zu fahren und die Illumination zu sehen. Glücklicherweise fand ich einen Platz im Wagen der Frau von C—. Die Stadt war hell wie am Mittag und mit vielem Geschmack erleuchtet. Es herrschte

eine große Abwechselung in der Wahl der Sinnbilder, Gemälde und Devisen, und wir brauchten beinahe zwei Stunden, um Alles zu sehen. Die Jesuiten, Barfüßer und Kapuziner hatten zur Erleuchtung ihrer Klöster weder Mühe, noch Kosten gespart, aber Alles war ohne Geschmack. Ihre Inschriften waren lauter Kapuzinerwitz. Doch gab die Erleuchtung des Markts und des Rathhauses dem Auge einen wahren Genuß; sie war trefflich ersonnen und ausgeführt. Vor dem Hause, welches dem Rathhause gegenüber steht, wurde ein Feuerwerk abgebrannt. Unser Freund, der Buchhändler Korn, hatte auf durchsichtiges Papier die Karte von Schlesien malen lassen, über welcher man den preußischen Adler im Fluge, mit den deutschen Worten erblickte: „Das auf Recht gegründete Eigenthum." Dies ist, wie Sie wissen, der Titel des Manifestes, welches der König, um seine Rechte auf Schlesien zu beweisen, wider den Wiener Hof bekannt machen ließ. Man sah abwechselnd witzige und komische Einfälle, die ein recht angenehmes Ganze machten. Das Gedränge der Kutschen war so groß, daß man nur mit Mühe das Lokatellysche Haus erreichte, wo der König einen Mas-

kenball gab und alle Gäste an vielen Tafeln herrlich bewirthete. Ich habe mir einen theuern Domino dazu anschaffen müssen, womit ich in Berlin noch lange Staat zu machen denke. Man tanzte viel und lange, so daß ich erst um 4 Morgens, ermüdet vom Wechsel des Tags, nach Hause fuhr.

Die folgenden Tage bezeichnete der König durch Wohlthaten und Freudenfeste; von den letztern bin ich noch ganz betäubt. Sie müssen mir eingestehen, mein Freund, daß dies schöne Schlesien, welches mehr werth ist, als manches Königreich in Europa, unter lauter Lust und Freude in die Hände unseres Friedrichs gekommen ist. Gott gebe nur, daß ihm die Behauptung desselben nicht theurer zu stehen komme, als die Eroberung.

Der König hat dem größten Theil seines Gefolges befohlen, auf dem rechten Oderufer nach Berlin zurückzureisen. Wenn Alles denselben Weg nähme, so würden mehr Pferde erforderlich sein, als die armen Bauern, die den Vorspann geben müssen, aufzubringen im Stande sein würden. Der Baron Pöllnitz und ich werden dem Könige morgen auf der gewöhnlichen Straße folgen.

Wie fürchte ich mich vor morgen! Was für ein Abschied wird dies sein! Vielleicht sehe ich in meinem Leben die Menschen nicht wieder, in deren Kreise ich so glücklich war. Wenn mich irgend etwas über diese Trennung trösten kann, so ist es die Hoffnung, Sie, lieber Jordan, bald wieder zu haben und in den Armen der Freundschaft Trost gegen die Schmerzen der Liebe zu finden. Unveränderlich rc.

43.

An Frau von C—, in Breslau.

Berlin, den 25. November 1741.

Kaum in Berlin angekommen, eile ich, Ihnen, gnädige Frau, zu sagen, daß die Aufträge, mit denen Sie mich beehrten, auf's Pünktlichste besorgt sind. Sie sehen aus der Beilage, daß Alles so gut wie abgeschlossen ist, und ich bin unendlich glücklich, wenn meine Bemühungen etwas zur schnellern Entscheidung der Sache beitrugen. Ich wollte, Sie hätten es hö-

ren können, gnädige Frau, mit welcher unendlichen Liebe alle Ihre Verwandte von Ihnen sprachen, und wie man sich freut, Sie vielleicht bald hier zu sehen. O kommen Sie doch ja, und beglücken Sie hier durch Ihre Gegenwart, wie Sie in Breslau Ihre Umgebungen beglückten!

Sie befahlen mir, gnädige Frau, Ihnen von meinem Ergehen Nachricht zu geben, und dieser Befehl ist mir zu schmeichelhaft, als daß ich ihm nicht sogleich Folge leisten sollte. Der Baron Pöllnitz und ich machten im Gefolge des Königs eine glänzende, glückliche, aber sehr beschwerliche Reise und kamen nach drittehalb Tagen todtmüde in Berlin an. Nur in Frankfurt hielten wir uns einige Stunden auf, wo gerade Messe gehalten wurde. In der Nähe der Stadt war die Landstraße von beiden Seiten mit einer Menge von Kaufleuten und Fremden aller Nationen besetzt, welche, sich an den Wagen drängend, den Eroberer Schlesiens sehen wollten. Der Einzug des Königs in Frankfurt war ein Triumphzug, doch ohne alle Pracht. Wir enteilten blitzschnell den Augen der Zuschauer, denn wir waren so mit Schmutz und Staub bedeckt, daß die Farbe unserer

Kleider kaum zu erkennen war. In Frankfurt machten wir blos einige Einkäufe und setzten dann unsere Reise nach Berlin fort, wo der König mit Frohlocken vom Volk empfangen wurde.

Die erste Nacht schlief ich bei'm Baron Pöllnitz; den andern Tag hatte ich das Glück, an der Ecke der Stechbahn, dem Schlosse gegenüber, eine sehr hübsche und bequeme Wohnung zu finden, die aus fünf aneinanderhängenden Zimmern besteht. Ich ließ meine sämmtlichen hier zurückgelassenen Sachen dahin bringen, und außer der Zeit, die meinem Könige und der königlichen Familie gehört, bin ich mit der Einrichtung meiner neuen Wohnung beschäftigt, worin ich einige Jahre ruhig zu bleiben hoffe, indem der König mich jetzt zum Legationsrath im Departement des Auswärtigen zu ernennen geruht hat.

Da ich bisher ein etwas unstätes Leben führte, so kommt mir die Ruhe doppelt köstlich vor. Des Mittags speise ich gewöhnlich zu Hause und arbeite alle Morgen bis zum Augenblicke, wo ich an den Hof gehe. Nachmittags mache ich Visiten oder bringe manche Stunde in der Bibliothek bei meinem Freunde Jordan zu. Gegen Abend gehe ich auf's Schloß;

dort begebe ich mich in die Zimmer des Königs, oder ich mache der regierenden Königin oder der königlichen Frau Mutter meine Aufwartung. Die Frau Markgräfinnen Albert und Heinrich, so wie der Gemahl der Letzteren, überhäufen mich mit Huld und Gnade. Des Abends speise ich bei ihnen, oder bei Hofe, oder in der Stadt. Die Grafen von Podewils und von York, so wie die übrigen Minister, Generale ꝛc. beehren mich ebenfalls mit ihrer Gunst und behandeln mich, wie einen alten Bekannten. Ich fühle mein ganzes Glück und — dennoch vermisse ich Breslau und werde es ewig vermissen. In meinem Herzen ist eine Leere, die sich durch nichts ausfüllen läßt. Die Zerstreuungen betäuben mich, aber sie erheitern mich nicht. — Beehren Sie mich bald wieder mit Ihren Aufträgen, gnädige Frau, diese sind das einzige Vergnügen, wofür empfänglich ist Ihr ꝛc.

44.

An Herrn von M—, in Hannover.

Berlin, den 1. Dezember 1741.

Was ist ein Leben ohne Huldigung der Wissenschaften und ohne ernste Beschäftigung? Ich bedarf beider, mein theurer Freund, mein Geist verkümmert, wenn es ihm an Nahrung gebricht. Das Departement des Auswärtigen, bei dem ich angestellt bin, giebt mir nicht hinreichend zu thun. Vielleicht hat es schon zu viel fähige Arbeiter, vielleicht ist mein Vortrag zu gut oder zu schlecht. Man hat mir oft gesagt, ich schriebe nicht übel, und doch sehe ich, daß ich mir noch Manches aneignen muß. Aus diesem Grunde benutze ich jetzt meine Muße zur Erwerbung der Kenntnisse, die mir mangeln. Ich habe Herrn Lamprecht, meinen alten Freund und Landsmann, hier wieder angetroffen, wir üben uns vereint besonders in der Rhetorik. Neben Lamprecht habe ich die Bekanntschaft Uhls, eines ausgezeichneten Gelehrten, gemacht. Er kommt alle Morgen zu mir, und

hält mir juristische und geschichtliche Vorlesungen; außerdem lese ich Vieles, was in diese Fächer einschlägt, wodurch ich mich zu einem Amte geschickt zu machen hoffe. Mit diesen ernsten Studien vereinige ich das Lesen von Gedichten, Romanen und Werken des Witzes, die mir Vergnügen machen und auch belehrend sind. Glauben Sie indeß nicht, mein Freund, daß ich über den Studien die Welt und den Hof aus den Augen verliere. Nein, beide sind Schulen, die ich unaufhörlich besuche, und die oft sicherer zum Zweck führen, als jede andere. Tausend bewegliche, aufeinanderfolgende Gemälde gehen unaufhörlich in stetem Wechsel aus ihnen hervor, die ganz dazu geeignet sind, meine Ideen zu bereichern. Ich halte es für ein großes Glück, mit den höhern geselligen Kreisen verkehren zu können, und nicht der Letzte darin zu sein. Sie, mein Freund, der Sie Welt- und Menschenkenntniß mit Gelehrsamkeit vereinigen, sagen Sie mir, ob ich auf dem Wege bin, ein ehrenvolles Ziel zu erreichen. Ich strebe nicht nach der größten Höhe, aber der Gedanke, im Staube zu kriechen, ist mir — ich gestehe es — unerträglich.

Empfehlen Sie mich Ihrer verehrten Frau Gemahlin und empfangen Sie ꝛc.

58.

An Frau von C— in D.

Berlin, den 10. Januar 1742.

Ich würde schon am Neujahrstage an Sie, gnädige Frau, geschrieben und Ihnen meine ehrfurchtsvollen Glückwünsche dargebracht haben, wenn wir nicht seit 14 Tagen in einem Taumel von Festen und Zerstreuungen lebten, die durch die Vermählung des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin von Braunschweig veranlaßt worden sind. Der Strom der Vergnügungen reißt unaufhaltsam fort, man muß sich mit Kleinigkeiten abmühen und sogar an seinen Anzug denken, welches für mich der Gipfel des Lästigen ist. Schon seit Weihnachten wimmelt Berlin von Fremden, worunter man 14 Prinzen und Prin-

zessinnen, zum Theil regierende Herren, zählt. Der König sann nur auf ihr Vergnügen, und jeder Tag brachte ein neues Fest, doch waren diese nur die Präludien zur Vermählungsfeier. Den Abend vor derselben erinnerte sich der König, daß es im Brandenburgischen Hause immer Mode gewesen sei, die hohe Neuvermählte am Lendemain mit einer Strohkranzrede zu empfangen. Früher hatte diese der Oberstallmeister von Schwerin gehalten, dies Mal war der König so gnädig, mich damit beauftragen zu wollen. Der Baron Pöllnitz bekam Befehl, mich zu suchen; er konnte mich lange nicht finden und versprach meinem Bedienten einen Dukaten, wenn er mich herbeischaffte. Ich glaubte, es sei von der Wohlfahrt des Staats oder meiner eigenen die Rede, und lief athemlos auf's Schloß. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich aus dem Munde des Königs den Befehl erhielt, als Orator aufzutreten. Mein erster Gedanke war nun, mir eiligst ein reicheres Kleid, als das zum Vermählungstag bestimmte, anzuschaffen, denn unter diesen Umständen mußte der ganze Hof sein Auge auf mich richten. Das Kleid war also die erste, die Rede die zweite Sorge, die

mir auf's Herz fiel. Die Zeit war kurz, aber ich fand zum Glück ein passendes Zeug nebst brillanter Stickerei zum Besatz, und mein Schneider versprach, Alles auf's Beste anzufertigen. Nun machte ich mich an meine Rede. Ich sollte vor den hohen und höchsten Herrschaften sprechen, aber auch — so war des Königs ausdrücklicher Befehl — einige schlüpfrige Scherze einfließen lassen. Ich nahm meinen Muth nach Kräften zusammen, ging an die Arbeit, und um 9 Uhr Abends waren meine Worte aufgesetzt, durchgesehen, verbessert und tant bien, que mal zu Stande gebracht. Ich aß mit einigen Freunden zu Nacht, war heiter und guter Dinge, und ehe ich mich zu Bett legte, wußte ich meine Rede auswendig.

Am Vermählungstage versammelte sich der ganze Hof in den prächtigen Paradezimmern. Sie waren hell erleuchtet, so wie der weiße Saal, worin man unter einem rothsammtnen und mit Gold gestickten Himmel einen Altar errichtet hatte, vor welchem das hohe Paar die priesterliche Einsegnung erhalten sollte. Die Damen waren in Roben, die Kavaliere in den prächtigsten Gallakleidern. Ueberall glänzte Silber und Gold mit Perlen und Diamanten. Die drei

jungen Prinzen von Würtemberg waren besonders prächtig und geschmackvoll gekleidet.

Gegen 7 Uhr trat der König in den Saal. Er war von den beiden jungen Prinzen Heinrich und Ferdinand, einigen Kammerherren, seinem General-Adjudanten und vielen Staabsoffizieren begleitet; sie erschienen sämmtlich in reicher französischer Kleidung. Das Kleid des Königs war ein einziges Stück Silber mit Epauletten; Weste und Aufschläge waren aus einem prächtigen, mit Gold und Silber durchwirkten Stoffe. Dieser Anzug wurde durch das gelbe Ordensband und den Stern noch erhöht, und machte den Monarchen so jugendlich, glänzend und schön, daß ich ihn hätte lieben müssen, wenn ich eine Dame gewesen wäre. Welches weibliche Herz könnte wohl einem Manne widerstehen, der alle körperliche Vorzüge mit den geistigen vereint und ein König ist?

Bald darauf trat die Königin ein. Ihre grüne Sammetrobe war reich mit Bouqueten von Diamanten besäet, und die Schleppe eben so besetzt. Die Grazien schienen ihre Kammerfrauen gewesen zu sein. Ihr Kopf war mit Brillantnadeln geziert, und über der Stirn erhob sich ein großer Diamant, wie die

Sonne unter den Sternen. Vier Hofdamen trugen ihre Schleppe.

Der Königin folgte die königliche Frau Mutter; sie trug eine mit Hermelin aufgeschlagene, schwarze Sammetrobe, reich mit Brillanten besetzt. Ihre Töchter, die Prinzessinnen Ulrike und Amalie, begleiteten sie in höchster Galla.

Jetzt führte der Prinz seine Durchlauchte Braut herein. Beide trugen weiße, mit Silber durchwirkte Kleider; das des Prinzen war auf allen Nähten mit Goldpoints besetzt, und überall glänzten Diamanten. Die Schleppe der Prinzessin wurde von den vier Hofdamen der Königin getragen, dann folgten die zu ihrem Hofstaate gehörigen.

Die Versammlung schloß einen Kreis, und das hohe Brautpaar trat vor den Altar. Der König, die Königin, so wie alle Prinzen und Prinzessinnen, begleiteten sie zu demselben, wo sie die Einsegnung durch die Hand des Oberhofpredigers Sack empfingen, der eine kurze und gemüthliche Rede hielt. Bei'm Wechsel der Ringe ertönte der Donner der im Lustgarten aufgepflanzten Böller, und bald darauf verkündete das dreimalige Losbrennen der Kanonen

auf den Wällen den Bürgern Berlins das frohe Ereigniß.

Nachdem die Neuvermählten die Glückwünsche empfangen hatten, wurde in verschiedenen Zimmern an fünf großen Tafeln gespeist. An der ersten von 24 Kouverten befand sich blos die ganze königliche Familie nebst den fremden Fürstlichkeiten. Der Graf Podewils machte die Honneurs der zweiten, an der sich alle fremden Minister befanden. Die übrigen Hofleute nahmen ohne Unterschied an den übrigen Tafeln Platz. Man speiste königlich und erhob sich erst spät.

Sobald dies geschehen war, kehrten die hohen und höchsten Herrschaften mit der ganzen Versammlung in den weißen Saal zurück, wo man den Altar weggenommen und frische Wachskerzen angezündet hatte. Das Musikchor befand sich auf einer erhöhten Bühne von gediegenem Silber. Sechs General-Lieutenants und sechs Staatsminister standen, weiße brennende Kerzen tragend, zum Fackeltanz bereit, den die Neuvermählten eröffneten. Sie machten die Tour des Saals, und verneigten sich gegen den König und die Anwesenden; vor ihnen zogen, Paar und Paar,

die Generale und Minister mit ihren brennenden Fackeln. Hierauf bot die Prinzessin dem Könige, der Prinz der Königin die Hand, und so wurden alle gegenwärtigen Prinzen und Prinzessinnen nach ihrem Range zum Tanz aufgezogen. Die Neuigkeit dieses Schauspiels, das an sich etwas Langweiliges hat, machte es erträglich, doch war die Nähe der Trompeten, die uns in die Ohren schmetterten, im höchsten Grade betäubend. Als der letzte Prinz an die Reihe gekommen war, hörte der Tanz auf. Die verwittwete Königin verließ zuerst den Saal, worauf der König den Prinzen Wilhelm und die Königin die hohe Braut in ihre Zimmer führten, worin die höchste Pracht herrschte. Das Bett war von karmoisin Sammet, mit ächten Perlen besetzt. Der ganze Hofstaat war den hohen Herrschaften gefolgt. Jetzt nahm der Prinz die sogenannten Strumpfbänder der Prinzessin, schnitt sie in kleine Stücke und vertheilte sie unter die Gesellschaft, die sich hierauf zurückzog.

Den andern Tag gegen 6 Uhr versammelte man sich in der großen Gallerie. Die Neuvermählten, die königliche Familie und alle Uebrigen erschienen im Domino, doch ohne Maske. Ich allein trug mein

reiches Kleid. Man tanzte und spielte bis um 9 Uhr, um welche Zeit mir der König befahl, mich zu meiner Rede fertig zu halten. Ich ging in den Speisesaal, wo Alles dazu bereit war. Zwölf junge Kavaliere mit brennenden Wachsfackeln gingen voraus. Der Baron Modrach, ein liebenswürdiger Schlesier, war dicht vor mir; er trug auf einer goldenen Schüssel einen zierlich geflochtenen Strohkranz. Eine Menge von Zuschauern folgte mir. Ich hatte den Kopf gänzlich verloren. Der Baron Plotho, der an der Thür des Saals stand, rief mir zu: „Courage, mon ami, Vous êtes pâle, comme la mort!“ Der Hof bildete einen Halbkreis um die Neuvermählten, denen zunächst nicht mehr als zwei und zwanzig Prinzen und Prinzessinnen standen. Ich wollte sprechen, aber man war so laut, daß ich mich selbst nicht hören konnte und den König bitten mußte, Stille zu gebieten. Ehe sich aber Alles beruhigte, gewann ich Zeit, mich zu fassen, und hielt meine Rede mit ziemlicher Sicherheit, an deren Schlusse der Baron Modrach der Prinzessin den Strohkranz auf den Kopf setzte, die indeß, wenig erfreut darüber, ihn abriß und ihn ihrem Gemahl zuwarf. Ich schicke

Ihnen, gnädige Frau, einschließlich meine Rede, vielleicht haben Sie sie schon gelesen, denn man hat sie bereits zwei Mal abgedruckt, nicht ihres Werthes wegen, aber weil sie zur Feier des Tags gehört *). Noch denselben Abend brannte man nach der Tafel ein schönes Feuerwerk im Lustgarten ab. Der Hof sah dies aus den Fenstern des Schlosses an, doch löschte die eingetretene heftige Kälte viele der Lampen, die den Platz sinnig erleuchteten. Endlich tanzte man noch bis spät in die Nacht.

Den dritten Tag bezog das hohe Paar den ihm bestimmten Palast, der mit Allem, was er enthielt, ein Geschenk des Königs war. Am Abend war Oper und Tafel bei Hofe.

Den vierten Tag speiste ich bei dem Prinzen. Ehe wir uns setzten, dankte er mir für meine Rede und die gute Art, mit der ich sie gehalten, und schenkte mir eine schöne goldene Uhr, mit der Bemerkung, sie als ein Andenken und einen Beweis seiner Gnade zu tragen.

---

*) Die Strohkranzrede hat sich nicht gefunden. Sie wurde den 7. Januar 1742 gehalten.

So endigten die festlichen Tage, und ich würde mich unendlich freuen, wenn Ihnen, gnädige Frau, die Beschreibung davon Vergnügen gemacht hätte. Genehmigen Sie &c.

46.

An den Herrn von M—, in Hannover.

Berlin, den — 1743.

Der Krieg hat wieder begonnen, mein Freund, der König ist in Mähren eingerückt, und man sagt, er sei schon bis Znaim, fünf deutsche Meilen von Wien, vorgedrungen, von wo aus die Ziethenschen Husaren bis dicht vor der Hauptstadt fouragirt hätten. Verzeihen Sie, daß ich durch diese wenigen Worte gegen unsern Vertrag dem Zeitungsschreiber in's Handwerk fiel.

Einer meiner Freunde sprach mit mir vor Kurzem von einer jungen Dame aus sehr guter Familie

die in Halle wohnt und durch den frühen Tod ihrer Eltern in Besitz eines bedeutenden Vermögens ist. Er gab mir den Rath, nach Halle zu reisen, ihre Bekanntschaft zu suchen und ihr, wenn wir uns nicht mißfielen, meine Hand anzubieten. Die Abwesenheit des Königs schien mir der günstigste Zeitpunkt zur Ausführung dieses Plans; ich bat ihn also den Tag vor seinem Abgange zur Armee um Urlaub nach Halle, den er mir in sehr gnädigen Ausdrücken bewilligte. Ich hatte einen Empfehlungsbrief an den Herrn von S—, den Schwager und Vormund des Fräuleins, und rüstete mich zu meiner Reise so elegant, als möglich, aus. In Halle trat ich im goldenen Löwen ab und machte sogleich dem Schwager meine Aufwartung, der mich mit der Artigkeit empfing, welche man in der Provinz für einen Fremden aus der Hauptstadt hat, der noch dazu der Person des Monarchen nahe steht. Man lud mich zu Tische; es war der Geburtstag des Herrn von S—, an welchem er mehreren Herren und Damen der Stadt ein Diner gab. Den ganzen Morgen beschäftigte ich mich an meiner Toilette, und Mittags ging ich, vollkommen tiré à quatre épingles, zur Gesellschaft, die

schon versammelt war. Die Damen schlossen einen Kreis, sie waren reich, doch geschmacklos gekleidet. Ich suchte mit den Augen den Gegenstand, in den ich mich verlieben sollte, doch gestehe ich, daß ich nichts von jener geheimen Anziehungskraft fühlte, welche die Vorahnung einer großen Leidenschaft ist. Man stellte mich den Damen und auch dem Fräulein von Reich vor, doch blieb ich ruhig. Das Mahl war vortrefflich, sehr lang, aber doch heiter. Als man sich zum Spiel setzte, befand ich mich dem Fräulein von Reich gegenüber. Sie gefiel mir recht gut, denn sie ist natürlich und wohlerzogen, und scheint einen sanften Charakter zu haben. Ihr Aeußeres, durch die Jugend geschmückt, ist durchaus nicht unangenehm. Ich glaubte, sie sei von meinen Wünschen unterrichtet, doch war sie blos artig, ohne mir einen besondern Vorzug zu geben.

Den andern Tag gab ich meine übrigen Empfehlungsbriefe ab. Ich wurde überall verbindlich aufgenommen, überall zu Tische gebeten und fand überall Fräulein von Reich. Nachdem ich glaubte, das Herz und den Geist dieser jungen Dame ungefähr beurtheilen zu können, entdeckte ich ihrem

Schwager meine Absicht, der mir gar keine Schwierigkeiten machte. Doch nach einigen Tagen sprach er so unbestimmt und setzte die Sache so weit hinaus, daß ich es für das Beste hielt, Halle zu verlassen, um meine Zeit und mein Geld nicht unnütz zu verlieren. Man konnte ja übrigens das Weitere schriftlich abmachen.

Ich besuchte in Halle die berühmtesten Professoren, die Bibliothek, das von Franke begründete berühmte Waisenhaus, die Salzkothen, das Schloß Giebichenstein und alle Seltenheiten in und außer der Stadt. Ich fand daselbst mehrere mir bekannte, studirende Hamburger. Sie schlugen mir vor, über Leipzig nach Berlin zurückzureisen, und ich bedurfte einer Zerstreuung, da das Fehlschlagen meines Plan s mich sehr verstimmt hatte. So verließ ich Halle. Als ich von Fräulein von Reich in Beisein ihres Schwagers und ihrer Schwester Abschied nahm, kam sie mir unruhig vor, und ich glaubte sogar eine Thräne zu bemerken, die ich natürlich zu meinem Vortheil deutete.

In Leipzig blieb ich nicht lange, obgleich ich einige alte Bekannte antraf. Bei Wittenberg konnte

ich nicht über die Elbe, sie ging stark mit Eis, und da ich in der Nacht an die Fährstelle kam, mußte ich mich entschließen, in einer elenden Hütte ein Strohlager mit 20 Kärrnern zu theilen. Endlich schlief ich ein und so lange, bis ich von der Morgenröthe und meinen unruhigen Gefährten geweckt wurde, worauf ich glücklich die Elbe passirte und meine Reise nach Berlin fortsetzte.

Einige Tage darauf schrieb ich nach Halle an den Herrn von S— einen verbindlichen Brief, worin ich ihm nochmals für alle Güte dankte, aber meine Absicht auf Fräulein von Reich nur oberflächlich erwähnte. Doch kurz darauf nahm Manches eine andere Wendung und zerstreute meine Heirathsgedanken auf einige Zeit.

Ich ging in's Theater, das einzige Vergnügen, welches mir in Berlin geblieben war. Gleich bei'm Eintreten bemerkte ich die Herzogin von Würtemberg, die, wie Sie wissen, eine geborne Prinzessin von Turn und Taxis ist. Sie war mit einem zahlreichen Gefolge nach Berlin gekommen, um den König und die Königin zu sehen, sich mit unserm Hofe zu befreunden und ihre drei Söhne zu besuchen, die mit

Bewilligung der würtembergischen Stände hier erzogen werden. Da ich dieser Fürstin noch nicht vorgestellt war, so wagte ich es nicht, mich ihr zu nähern, allein sie bemerkte mich, fragte nach meinem Namen und ließ mir befehlen, ihr sogleich aufzuwarten. Den andern Tag ging ich nach ihrem Palast. Ich war um zwölf Uhr bestellt, und man führte mich zur Herzogin. Wie sehr erstaunte ich aber, sie in einem prächtigen Nachtkleide, auf dem Bette liegend, zu finden. Zu ihrem Kopfe stand ein kleines, goldenes Gefäß mit Weihwasser, außerdem war das Zimmer mit kostbaren Reliquien, einem Crucifix und einem Rosenkranz von schönen Perlen, geschmückt. Das Kleid, die Kissen und Decke der Herzogin waren mit den kostbarsten Spitzen reich besetzt. Sie trug eine Nachthaube von Dentelles d'Alençon, die mit einem grün und goldenen Bande umschlungen war. Die Herzogin ist schön, geistreich und besitzt den feinsten Weltton; Eigenschaften, die wohl geeignet sind, den Kopf eines Menschen von 26 Jahren zu erhitzen. Glücklicherweise aber ist sie eine Herzogin. Ich fand in ihrer Gesellschaft ihre drei jungen Prinzen mit ihrem Hofmeister, einige Minister und Hofleute, zwei

Hofprediger, zwei Aerzte und eine Hofdame, die mir mit ihrer Lage nicht besonders zufrieden schien. Man machte mir Platz. Ich hatte die Ehre, die schöne Hand der Herzogin zu küssen; die Prinzen gingen hinaus, die Pfaffen und Aerzte verschwanden, und die Unterhaltung wurde lebhafter. Nach einer Stunde lud mich die Herzogin zur Tafel, indem sie mich scherzend um Verzeihung bat, daß sie im Nachtkleide erscheinen würde. Sie klingelte; die Anwesenden wurden entlassen, und ich blieb mit den andern Kavalieren im Vorgemach, bis Ihre Durchlaucht zu uns kam. Man ging in den Speisesaal und war sehr heiter. Nach dem Kaffee lud mich die Herzogin ein, immer bei ihr zu speisen, wenn ich nicht am Hofe wäre. Dies benutze ich und bin ganz glücklich in ihrem Umgange.

Unter den Begleitern der Herzogin zeichnet sich besonders der als Verfasser verschiedener Werke bekannte Marquis d' Argens aus. Vielleicht wissen Sie es mir Dank, wenn ich Ihnen sein Bild entwerfe. Er ist eben so angenehm, als gelehrt, groß und gut gewachsen; ein hübscher Mann, der mit der feinsten Bildung eine gewisse Nachlässigkeit im An-

zuge verbindet. Er bringt die Hälfte seines Lebens im Bett zu, und schreibt und studirt, scheinbar phlegmatisch darauf hingestreckt, während man in Gesellschaft die größte französische Lebhaftigkeit an ihm bemerkt. Denken Sie sich das Genie eines Dichters, den Verstand eines Philosophen, das Gedächtniß eines Philologen, das Herz eines Biedermannes und die Heiterkeit eines liebenswürdigen Schwelgers, so haben Sie den Marquis d'Argens **tout craché**.

Die Herzogin, welche oft scherzend behauptet, ihr Witz rege sich nicht eher, als bis die Kerzen angezündet würden, giebt uns allerliebste Soupers. Oft liegt sie im Bett und läßt eine Tafel vor sich stellen. Die Gesellschaft besteht gewöhnlich aus dem Baron Montolieux, einem Oberhofmeister, dem Marquis d'Argens, dem Baron Pöllnitz, Herrn Jordan und mir. Das gute Essen und Trinken ist der Körper, die Fröhlichkeit die Seele dieser wahrhaft zauberischen Abende. Die Herzogin hat zwei Glocken neben sich, wovon die eine das Zeichen, Champagner, die andere, Ungarwein zu bringen, giebt. Sobald der erste Gang aufgetragen ist, treten die Pagen und Bedienten ab, und werden erst zurückgerufen, um die

Schüsseln wegzunehmen. Kaum ist man unter sich, so hört aller Zwang auf. Niemand glaubt in der Hauptstadt eines Monarchen und an der Tafel einer regierenden Fürstin zu sein. Man befindet sich in einer Republik, wo die Freiheit präsidirt, und wo man seine Zeche mit lustigen Einfällen bezahlt. Man lacht, man scherzt, man singt, und hat man das Gespräch mit zu scharfem, attischem Salze gewürzt, so setzt man ein Glas Champagner darauf, der Alles mildert. Wir haben uns ein Gesetz gemacht, nie jenseits der Schwelle der Herzogin dessen zu gedenken, was die Heiterkeit des Augenblicks in's Leben rief. Aber schon macht die Herzogin Anstalt zu ihrer Rückreise, und so sehen wir denn dem Ende dieser so schönen Tage entgegen. Da Sie, mein Freund, so gern in die Zukunft blicken und am Glück der Völker Antheil nehmen, muß ich Ihnen sagen, daß die jungen Prinzen von Würtemberg die schönsten Anlagen haben, trefflich erzogen werden und zu großen Hoffnungen berechtigen. Sie wissen, daß sich das menschliche Herz gern einer kleinen Parteilichkeit hingiebt, das meinige ist für den Prinz Ludwig, der mir außerordentlich gefällt.

Leben Sie wohl, ich erwarte ein Paroli auf diesen langen Brief.

47.

An den Marquis d'Argens, in Stuttgart.

Berlin, den 12. April 1743.

Ihr Brief, mein lieber Marquis, hat mir das größte Vergnügen gemacht, und ich habe herzlich über die Beschreibung der Reise, die Sie in Gesellschaft des Grafen Gotter machten, gelacht. Sie beide passen in der That schlecht für einander. Er geht Abends 10 Uhr zu Bett, Sie Morgens um 3, er steht mit der Morgenröthe auf, Sie, wenn die Sonne ihren höchsten Standpunkt erreicht hat. Wenn er Ihnen also einen guten Morgen bietet, so wünschen Sie ihm eine gute Nacht. Er fürchtet die Hitze, Sie scheuen die Kälte; und wenn Sie das Kutschenfenster niederlassen, so zieht er es in die Höhe. Ihr

Streit darüber muß sehr komisch gewesen sein, und ich finde es gut ausgesonnen, daß er Ihnen jede Stunde, in der Sie ihm seinen Willen ließen, mit einer Flasche Ungarwein bezahlen mußte. Das war etwas theuer für ein wenig frische Luft, doch hat er gewiß Ihre angenehme Gesellschaft in Anschlag gebracht, und diese kann — ich schmeichle Ihnen nicht — nie zu theuer bezahlt werden. Ich bin überzeugt, daß Sie unterwegs den Horaz lasen, den Sie beide verstehen und lieben. Obgleich ich diesen Dichter nicht in dem Grade verehre, wie er von Vielen verehrt und geliebt wird, so halte ich ihn doch für einen recht guten Reisebegleiter. Man glaubt, Alles, was er schildert, zu sehen. Wie treffend stellt er nicht die Schattenseiten der Gelehrsamkeit hin. Diese sind seit seiner Zeit nicht heller geworden, denn die Sitten unseres Jahrhunderts und die Maximen der heutigen Regierungen haben manches Drückende, das unserm Dichter unbekannt war. Hätten wohl die aufgeklärten Männer aus Augustus Zeitalter geglaubt, daß man 1800 Jahre nach ihnen so wenig in der Philosophie fortgeschritten sein würde, um Werke durch die Hand des Scharfrichters verbrennen zu lassen, die

höchstens einige falsche methaphysische Grundsätze enthalten? Hätte ein Cicero, hätte ein Lucrez den Geist der Weissagung gehabt, wie würden sie über die Dummheit unserer Tage gelacht haben. Ich schreibe Ihnen dieses, mein Freund, damit sie nicht außer Fassung kommen, wenn Sie zufällig erfahren sollten, daß die Inquisition in Rom Ihre **Lettres juives** und einen großen Theil Ihrer andern Schriften zerreißen und verbrennen ließ. Fühlten Sie denn nun gar nichts, als man Ihren Witz grausam auf den Scheiterhaufen warf, und schrien Sie nicht unwillkürlich auf, ohne zu wissen, warum? Doch nein, Sie wurden ein Märtyrer, ohne es zu ahnen, und schwelgten vielleicht in demselben Augenblick an der Tafel einer edeln und liebenswürdigen Fürstin, die Ihren Geist und Ihr Verdienst besser zu würdigen versteht, als alle beschränkte Inquisitoren der Erde.

Doch Scherz bei Seite, mein Freund. Ich finde, es ist eine unerhörte Sache, philosophische Schriften öffentlich zu verbrennen. Vernichte man meinetwegen durch Henkers Hand ein Buch, welches die Landesregierung schmäht, das die Religion, die Sittenreinheit oder nur den guten Namen eines ehrlichen Bür-

gers angreift, ich werde diese Strenge gerecht finden; aber sie an philosophischen Werken auszulassen, die die Wahrheit zum Augenmerk haben, die in fremden Ländern geschrieben sind, und deren Verfasser unser Unterthan nicht ist, heißt die Tollheit und Barbarei auf's Höchste treiben. Indem man ein Buch der Hand des Henkers übergiebt, sucht man dem ehrlichen Namen des Verfassers einen Schandfleck anzuhängen, wenigstens in den Augen des Pöbels. Könnte dies in den Augen der Gebildeten der Fall sein, so wäre diese Strafe schlimmer, als der Tod. Nun sagen Sie mir, welches Recht hat ein römischer Pfaff', eine Obrigkeit, ja, selbst ein regierender Fürst auf die Ehre und das moralische Leben eines Mannes, der der Unterthan eines fremden Fürsten ist? Und ist ein zum Feuer verdammtes Buch keine entehrende Züchtigung des Autors, so ist das ganze Verfahren ein lächerliches, abgeschmacktes Possenspiel.

Aber noch mehr! Ein so übel mitgenommener Schriftsteller könnte zu seinen unberufenen Richtern, wie unser Heiland, sagen: „Habe ich übel geredet, so beweise, daß es unrecht sei; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?“ Es giebt unter der

katholischen Klerisei Rotten von Abbées, Mönchen, Ordensbrüdern und andern Heuchlern. Warum läßt die römische Regierung die gefährlich scheinenden Bücher nicht widerlegen, und das darin vorkommende Falsche und Unstatthafte aufdecken? Ein solches Verfahren wäre auf Recht und Billigkeit gegründet, und kein empörender Gewaltschritt. Jeder Vernünftige würde es billigen, und von Vernünftigen kann ja nur die Rede sein, denn der Pöbel liest die philosophischen Werke nicht. Wie beschränkt muß man sein, um nicht zu fühlen, daß man durch Gewaltschritte sein eigenes Urtheil spricht und gerade der Sache, der man aufhelfen will, schadet; denn enthielte ein zur Flamme verurtheiltes Buch nicht unumstößliche Beweise, die die Lehrer des Gesetzes nicht zu widerlegen verstehen, so würde man es nicht zu unterdrücken und durch den weltlichen Arm dem Tageslicht zu entziehen suchen. Doch, wenden wir die Augen ab von dem, was mehr als Vandalismus ist; Sie, mein lieber Marquis, können ja glücklicherweise die römische Inquisition an einer fürstlichen Tafel verlachen, die Ihnen täglich Ortolane, Vogelnester aus Tunkin und Golkonda, und

alle Leckerbissen bietet, welche die reiche Natur je spendete.

Legen Sie mich Ihrer Herzogin zu Füßen und kommen Sie bald wieder nach Berlin. Ich habe die größte Sehnsucht, Ihnen mündlich zu sagen, wie sehr ich bin ꝛc.

48.

An Frau von Stüven, in Bayreuth.

Berlin, den 20. August 1744.

Recht gern, liebe Schwester, will ich Dir von der Vermählung der Prinzessin Ulrike mit dem Thronfolger von Schweden erzählen. Du weißt, daß ich Dir nichts abschlagen kann; also zur Sache.

Es wurde dem Könige und der verwittweten Königin schwer, sich von dieser liebenswürdigen Prinzessin zu trennen, die alle Vorzüge des Geistes und Herzens mit äußerer Schönheit vereinigt. Auch die

Prinzessin schwankte und wog lange die Anhänglichkeit an die Ihrigen gegen eine dargebotene Krone ab. Die Unterhandlungen waren dem schwedischen Gesandten, Herrn von Rudenschildt, übertragen worden, und dieser bot Alles auf, um den preußischen Hof für den seinigen zu gewinnen. Er trug einer reizenden Prinzessin einen mit tausend Vorzügen geschmückten und zum Erben einer Krone berufenen Gemahl an, ersuchte alle Hindernisse zu ebenen und wußte dem Könige alle Vortheile dieser Verbindung so anschaulich zu machen, daß dieser, nachdem er dem Gesandten am Morgen Audienz ertheilt, ihm Hoffnung zur Erfüllung seines Wunsches machte und ihn auf den Abend wieder zu sich beschied. Nach der Tafel ging also der Herr von Rudenschildt zum Könige und erhielt von diesem die Erlaubniß, sogleich einen Kourier nach Stockholm zu schicken, und seinem Herrn die Einwilligung der beiden Majestäten und der Prinzessin zu berichten. Zwei Tage nachher wurde die Verbindung öffentlich in Berlin bekannt gemacht, und zugleich fingen die Anordnungen zur Feier derselben an. Ich bekam auf 3 Wochen Urlaub nach Hamburg, wo ich die Ehre hatte, der verwittwe-

ten Herzogin von Holstein, Mutter des schwedischen Thronfolgers, meine Aufwartung zu machen. Sie war über die Wahl ihres Sohnes sehr glücklich und verlangte eine Schilderung der Prinzessin Braut, welche ich um so lieber machte, da ich nicht nöthig hatte, zu schmeicheln. Ich kehrte mit Gnadenbezeigungen überhäuft nach Berlin zurück und fand den ganzen Hof nur mit der Vermählung beschäftigt. Alle Kaufmannsmagazine waren erschöpft, man richtete reizende Zimmer im Berliner Schlosse, in Charlottenburg und Monbijou zur Feier der Festlichkeiten ein. Der König bestellte eine große Oper und wählte selbst verschiedene Lustspiele, die die Feste sollten verschönern helfen. Alle fremde Minister versahen sich mit kostbaren Kleidern und Equipagen, die Damen besonders träumten Tag und Nacht nur von ihrem Anzuge, und griffen sich dadurch so an, daß wirklich ein nachtheiliger Einfluß auf ihre Schönheit davon zu fürchten war, wodurch die prächtigsten Anzüge ihren Effekt verloren haben würden.

Jetzt hatte der schwedische Hof den Grafen von Tessin ernannt, um noch ein Mal feierlich um die Prinzessin zu werben und den Prinzen Wilhelm zu

ersuchen, den schwedischen Thronfolger bei der priesterlichen Einsegnung zu vertreten. Der Graf, der mit einnehmender Bildung Verdienste, Vortrefflichkeit des Charakters und feinste Weltkenntniß vereint, kam mit einem sehr zahlreichen Gefolge nach Berlin. Er hatte den Kern des jungen schwedischen Adels zu seiner Begleitung, worunter sich die Grafen Horn, von Fersen, von Taube, der Baron von Brahe, von Wrangel und Andere befanden. Der Einzug des Gesandten entsprach seinem ehrenvollen Auftrage. Seine Livreen und Equipagen waren geschmackvoll und glänzend. Sechs weiße Pferde mit hellblau und silbernem Geschirr zogen seinen ersten Staatswagen, dessen Form und Malerei die höchste Bewunderung erregte. Der Graf hatte an diesem Tage bei dem Könige, den beiden Königinnen, der Prinzessin ꝛc. Audienzen. Seine Worte waren überall edel und ungekünstelt. Sobald das beschwerliche Ceremoniel vorüber war, entfernte man von Seiten des Hofes und des Gesandten allen Zwang, und gab sich blos dem Vergnügen hin.

Die Gräfin Tessin ist nicht mehr in der Blüthe der Jugend und kann keinen Anspruch auf Schönheit

machen, allein sie ist gut gewachsen und kleidet sich mit Geschmack. Sie besitzt Witz und Anmuth, und hat sich durch einen langen Aufenthalt in Paris die französische Sitte ganz zu eigen gemacht. Sie war von einer jungen Dame, einer Gräfin Sparre, begleitet, über die ich indessen schweige, damit Du nicht glaubest, sie habe auf mich einen zu tiefen Eindruck gemacht. Doch — ich will wahr sein — Fräulein von Sparre hat mir in der That sehr gefallen. Ihr feuriges Auge ist so sanft — aber jetzt verlange nichts weiter: es ist zu gefährlich, sich mit diesen Augen einzulassen. Nur so viel noch, daß die Natur die schöne Nordländerin mit Allem verschwenderisch begabte und ihr dazu eine heitere, sich immer gleich bleibende Laune schenkte.

Der Graf Tessin logirte im Schwerinschen Palast, in der Wilhelmsstraße. In seinem Audienz-Zimmer war ein Thronhimmel von dunkelblauem Sammet mit dem schwedischen Wappen, worunter sich das lebensgroße Bild des Königs, seines Herrn, befand. Des Mittags war bei ihm Tafel, des Abends, wenn er keine Gesellschaft hatte, speiste er bei Hofe. Jeder Tag, von seiner Ankunft bis zur Abreise der Prin-

zessin, war durch ein andres Fest, ein ewiges heiteres Treiben, bezeichnet.

Die ganze Ausstattung der Prinzessin wurde in einem Zimmer des Schlosses drei Tage lang zur Schau ausgestellt, und Jedermann fand, daß der König nichts sparte, um seine geliebte Schwester dem Range nach, den sie in Schweden bekleiden soll, auszustatten. Die 100,000 Thaler Mitgift wurden in guten, vollwichtigen Dukaten dem Herrn von Rudenschildt überliefert, der eine Vollmacht zu ihrem Empfang bei sich hatte. Endlich erschien der Vermählungstag. Am Morgen erhielt die Prinzessin vier schwedische Kavaliere zur Aufwartung, die auch für die Zukunft ihren Hofstaat ausmachen sollen. Der Prinz Wilhelm, als Repräsentant des Bräutigams, erhielt ebenfalls vier. Man fügte noch Pagen, Bediente und dergleichen hinzu; auch kleidete die Prinzessin ihre sämmtliche Dienerschaft in die schwedische Livree. Der König schickte seiner erlauchten Schwester außerdem Kavaliere seines Hofs, die bei ihr, als einer fremden Prinzessin, die Aufwartung bekamen.

Der ganze Hof versammelte sich um 6 Uhr Nach-

mittags in den Paradezimmern des königlichen Schlosses zu Berlin. Jeder suchte im höchsten Glanze zu erscheinen. Die jungen schwedischen Edelleute, 36 an der Zahl, waren reich und mit höchstem Geschmack angethan. Der König trug ein himmelblaues, ganz mit Silber gesticktes Kleid. Die Prinzessin erschien zuletzt in der Versammlung; sie war sehr schön, und schimmerte von Schmuck und Diamanten. Die meisten derselben waren ihr aus Schweden geschickt und vom Grafen Tessin überreicht worden. Ich bewunderte besonders ein Collier und zwei Armbänder von großen Brillanten, welche man nach und nach im Königreich Schweden selbst gefunden hatte, und die einen Theil der Krondiamanten ausmachen.

Nachdem der Prinz und die Prinzessin sich gegen die Majestäten verbeugt hatten, näherten sie sich dem Altare, welcher unter einem Thronhimmel stand, wo sie vom Beichtvater der königlichen Frau Mutter, der ein Lutheraner ist, priesterlich eingesegnet wurden. Ein dreifaches Abfeuern der Kanonen von den Wällen verkündete den Berlinern das Vermählungsfest, worauf die Prinzessin die Glückwünsche des Hofs annahm.

Man ging ziemlich früh zur Tafel; an der königlichen speiste, außer den Fürstlichkeiten, nur noch die Gemahlin des Gesandten. Alles Tischgeräth, alle Armleuchter und Bestecke waren von gediegenem Golde. Außerdem waren noch vier andere sehr prächtige Tafeln in den an den großen Saal stoßenden Zimmern gedeckt, und das ganze Fest wurde mit einer Pracht und Herrlichkeit gefeiert, wovon ich bis jetzt in Berlin noch kein Beispiel sah.

Nach der Tafel tanzte man den gewöhnlichen Fackeltanz; diesem folgte ein Ball, welcher bis an den hellen Morgen dauerte.

Tags darauf, als den Mittwoch, war große Abendtafel und Ball bei Hofe; den Donnerstag gab die regierende Königin ein großes Diner in Schönhausen, den Freitag war Oper, den Sonnabend veranstaltete die verwittwete Königin eine Illumination, Souper und Ball in Monbijou; der Sonntag gehörte der Ruhe, und blos am Morgen war, wie gewöhnlich, bei'm Könige und des Abends bei der königlichen Frau Mutter Aufwartung. Den Montag Nachmittag fuhr der Hof und der ganze Adel Berlins in größter Galla nach Charlottenburg. Diese Fahrt

war sehenswerth und machte einen Theil der Lustbarkeit aus. Die große Allee des Thiergartens wimmelte von Tausenden von Menschen. In Zwischenräumen waren Zelte für die Bürger aufgeschlagen, in welchen sie Platz nehmen konnten, um den unabsehbaren Zug von prächtigen sechs- und vierspännigen Kutschen vorüberfahren zu sehen. Man versammelte sich in Charlottenburg im großen Orangeriehause, das mit Bändern und Kränzen von frischen Blumen und mit buntfarbigen Lampen geschmückt war. In allen Fensterbogen standen blühende Zitronenbäume, deren Duft den Saal erfüllte. Am Ende desselben war ein kleines, artiges Theater angebracht, worauf der König ein italienisches Schäferspiel mit Gesang und Tanz aufführen ließ. Salembiny übertraf sich hier selbst. Du weißt, liebe Schwester, daß ich in der Musik nicht ganz Laie bin und besonders in London manches Vorzügliche hörte, doch stelle ich unseres Salembiny Stimme höher, als irgend eine. Viele singen nur für das Ohr, er singt für das Herz.

Nach der Operette ging man auf die große Terrasse, von welcher man den ganzen erleuchteten Garten übersah, und nachdem man eine halbe Stunde

spazieren gegangen war, setzte man sich zur Tafel. Sie bestand aus mehr als 300 Kouverten und nahm den ganzen Orangeriesaal von einem Ende zum andern ein. Alle Personen von Stande wurden ohne Unterschied bewirthet. Der König, die Königinnen, die Prinzen und Prinzessinnen saßen in der Mitte der Tafel unter einer Art Thronhimmel; an ihrer Seite die Minister, die fremden Gesandten und Damen vom ersten Range; dann folgten sämmtliche Damen und Herren ohne Unterschied, wie sie Platz finden konnten.

Alles war vortrefflich an der Tafel, es fehlte an nichts, und man wurde mit so viel Ordnung, als Geschwindigkeit bedient, wozu alle königlichen Lakayen und hundert Jäger, die um die Tafel standen, gebraucht wurden. In jeder Nische des Saals war ein Büffet, wo die dienstbaren Geister Alles fanden, was man von ihnen fordern konnte. Um die so große Tafel zu serviren, war aus dem königlichen Schatze sämmtliches Silberzeug genommen worden, welches Friedrich I. und Friedrich Wilhelm hatten anfertigen lassen. Nach der Tafel ging man wieder in den Garten, wo man auf der Spree ein brillantes

Feuerwerk abbrannte. Während desselben hatte Fredersdorf die Tafeln aus dem Gewächshause schaffen und Alles darin zu einem Ball einrichten lassen. Man glaubte, der Saal sei durch Zauberei so schnell umgewandelt. Der König eröffnete den Ball mit der Kronprinzessin von Schweden, und man tanzte bis an den hellen Morgen. Endlich kehrten wir nach Berlin zurück und fanden den Weg noch immer gedrängt voll Menschen. Den Dienstag überließ man sich einer ersehnten Ruhe; am Mittwoch gab der König in den Zimmern seiner Gemahlin ein großes Fest. Nachmittags war Oper, die früher anging, als gewöhnlich, nach derselben fuhr der Hof nach dem Palast des schwedischen Gesandten. Er war auswendig mit Lampen, inwendig mit Wachslichtern geschmackvoll erleuchtet. Die schwedischen und preußischen Wappen, die von Liebesgöttern verflochtenen Namenszüge des Prinzen und der Prinzessin, die Anspielungen und Devisen, Alles war sinnig und zart. Man hatte Seefische und Geflügel zu diesem Feste in doppelten, mit Eis umlegten Kisten aus Hamburg kommen lassen. Die schwedischen Kavaliere machten an verschiedenen Tafeln die Honneurs und machten sie

sehr gut. Nach der Tafel ließ der Graf Tessin vor den hohen und höchsten Herrschaften ein prächtiges Feuerwerk im Garten abbrennen, worauf der Ball, wie gewöhnlich, den Beschluß machte.

Wir hatten in Freude und Wonne geschwelgt, jetzt aber erschien der Tag der Abreise. Der Obermarschall, Graf Gotter, war vom Könige ernannt, die Prinzessin bis Stralsund zu begleiten, wo sie von zwei schwedischen Reichsräthen und verschiedenen Kavalieren und Damen erwartet wurde. Um den Schmerz der Trennung etwas zu zerstreuen, ließ der König noch zum Abschied eine Oper aufführen. Die Prinzessin sollte nach derselben nur im Fluge noch einen Bissen essen, dann die Ihrigen umarmen, sich in den Wagen werfen und mit Blitzesschnelle abreisen. Der Graf Gotter war beauftragt, Alles sehr rasch zu betreiben. Doch war es vergebens. Die herrliche Ulrike war ihrem Vaterlande zu werth, als daß es sie hätte ohne Thränen entlassen können. Kein Gesicht hatte einen heitern Ausdruck. Die Prinzessin trug ein Reitkleid, Rosa und Silber, eine kleine Weste, Aufschläge und Kragen seladon-grün, einen kleinen Hut von schwarzem Sammet mit weißer Fe-

der, das fliegende Haar war mit einem rosa Bande umwunden. Sie war schön, wie der in aller Pracht erwachende Tag, allein jener Anzug, der ihre Reize so mächtig hob, kündigte uns auch an, daß die Stunde des Scheidens gekommen sei. Im zweiten Akt trat der junge Prinz Ferdinand in die große Loge, warf sich der Prinzessin um den Hals und rief aus: **Ah, ma chère Ulrique, c'est fini, je ne vous reverrai jamais!** Diese Worte waren für die mühsam zurückgehaltene Wehmuth das Loosungszeichen. Die Prinzessin schloß den Bruder in ihre Arme, ein Thränenstrom war ihre Antwort. Die ganze königliche Familie vermochte nicht, sich zu fassen, die Rührung war ansteckend und bald allgemein. Niemand gab länger auf die Oper Acht, und ich selbst dankte Gott, als sie zu Ende war. Ich ging auf's Schloß, wo ich die höchsten Herrschaften mit einem Theil des Hofs im Zimmer des Königs fand. Man hatte nicht vermeiden können, was man hatte umgehen wollen: der schwere Abschied war nicht kurz und leicht gemacht worden. Der König hatte der Prinzessin eine rührende Ode überreicht, die er für sie gedichtet; sie fing mit den Worten an:

Partez, partez, o soeur chérie!
Déja la Suède, une seconde patrie,
Vous désire et vous attend......

Die Prinzessin warf die Augen auf das Papier und wurde ohnmächtig, und der König war nahe daran, diesen Zustand zu theilen. Häufige Thränen rollten ihm von den Wangen. Endlich unterbrach der Graf Gotter die Scene. Er stürmte herein, drängte sich bis zur Prinzessin, riß sie aus den Armen der Königin Mutter und trug sie gleichsam aus dem Zimmer. Der ganze Hof folgte, die Reisewagen standen am Schloßportal, und im Nu saß die Prinzessin in dem ihrigen. Ich war betäubt und weiß nicht, wie ich die Treppe hinunter kam. Die Gräfin Schwerin, welche ernannt war, die Prinzessin nach Stralsund zu begleiten, und die Fräulein von Knesebeck und Sparre stiegen mit ihr ein; man warf den Schlag zu, der Kutscher hieb auf die Pferde, die Kutsche flog davon, und die angebetete Ulrike entschwand den sie nachblickenden, thränenschweren Augen.

Erlaube mir, liebe Schwester, hier zu schließen und Dir nur noch zu sagen 2c.

49.

An den Herrn von M—, in Hannover.

Berlin, — Oktober 1744.

Unmittelbar nach der Abreise der Kronprinzessin von Schweden, besuchte ich meinen biedern und liebenswürdigen Freund Jordan, dessen Gesundheitszustand ich sehr traurig fand. Er hustete heftig, und seine Brust schien außerordentlich zu leiden. Wir waren allein. Nachdem wir Verschiedenes mit einander besprochen, sagte er endlich mit sehr wehmüthigem Tone, er sehe seiner Krankheit kein Ende und fürchte eine langwierige Auszehrung. „Ich werde immer älter," fügte er hinzu, „und lebe sehr verlassen in Berlin; meine Töchter sind in Pension, und meine Verwandten beschäftigen sich nur mit ihren eigenen Angelegenheiten. Ziehen Sie zu mir, mein Freund, es steht ein hübsches Zimmer in diesem Hause leer; essen wir zusammen, und bedienen wir uns vereint meiner Bibliothek; es wird mir ein Trost sein, Sie zur Seite zu haben."

Wenn mir auch dieser Antrag nicht angenehm gewesen wäre, so hätte ich doch Jordan nichts abschlagen können, der in einem Lande und an einem Hofe, wo ich ein Fremdling war, sich meiner stets als ein Vater annahm. Ich gab ihm also mein Wort. Wir ließen die Wirthin heraufkommen und wurden mit ihr über den Miethzins einig; man machte das Zimmer zurecht, und einige Tage nachher zog ich ein.

Es war mir um so lieber, diesen Entschluß gefaßt zu haben, da man kurz darauf eine unruhige Bewegung am Hof und überall bemerkte, die einen neuen Krieg anzukündigen schien. Die östreichischen Waffen und die englische Flotte sind in der That furchtbar. Karl VII., einer der ehrwürdigsten Monarchen, schwankte auf seinem kaiserlichen Throne; seine Macht war ein Schattenbild, und er wohnte als Privatmann zu Frankfurt am Main. Seine Staaten waren ein Raub der Feinde. Der Prinz Karl von Lothringen war über den Rhein gegangen, hatte Weißenburg im Elsaß mit Gewalt genommen und marschirte auf Zabern zu, um durch die Champagne in das innere Frankreich einzudringen. Lud-

wig XV. lag zu Metz auf den Tod. Der Graf von Rothenburg wurde nach Paris geschickt, und nach seiner Rückkehr übernahm der Graf Schmettau seinen Gesandtschaftsposten. Der Landgraf Wilhelm von Hessen hatte den ganzen Winter in Berlin zugebracht, um den König zu bewegen, dem Frankfurter Bunde beizutreten, den mehrere Reichsfürsten in Vorschlag gebracht hatten, und dessen Zweck hauptsächlich war, Karl VII. auf dem kaiserlichen Throne zu erhalten, um das deutsche Wahlrecht zu behaupten. Die ganze preußische Armee bekam Befehl, sich marschfertig zu halten; man nahm die Kanonen aus dem Berliner Zeughause, Alles verkündigte einen blutigen Krieg. Der König ging an der Spitze seiner Armee durch Sachsen, drang in Böhmen ein, belagerte Prag und eroberte es bald darauf.

Die Abwesenheit des Königs, der Prinzen und der Besatzung macht Berlin sehr einsam, selbst langweilig. Ich kann mich deshalb nur glücklich schätzen, bei meinem Freunde Jordan zu wohnen, der ungeachtet seiner Krankheit ein heitrer, angenehmer Gesellschafter ist. Des Morgens frühstücken, arbeiten und lesen wir zusammen. Gegen 11 Uhr nehmen wir den

Besuch des Arztes und einiger Freunde an, dann legen wir die Morgenkleidung ab und essen einfach zu Mittag. Nach Tische fahren wir bei schönem Wetter spazieren, beschäftigen uns wieder oder spielen Billard. Gegen Abend kommt gewöhnlich Gesellschaft, und einige der vornehmsten Damen beehren uns oft mit ihrer Gegenwart; unser Abendessen ist kurz und heiter. Aber, obgleich ich für meinen Freund Jordan lebe und für ihn sorge, so entsage ich doch der Welt und dem Hofe nicht ganz. Eine zu strenge Eingezogenheit würde eben so wenig für mein Alter, als für meine Pläne passen. Ich muß mein Glück erst in der Welt machen, und Jordan ist zu vernünftig, um nicht einzusehen, daß ich dies nicht kann, wenn ich mich in einem Krankenzimmer begrabe. Doch habe ich den Kummer, ein Leben, das mir so theuer ist, täglich mehr seiner Auflösung entgegen gehn zu sehen.

Wir saßen am 24. September, Mittags, ganz ruhig in der Bibliothek, als wir auf einmal durch den Donner der Kanonen von den Wällen in unserm Lesen unterbrochen wurden. Die Prinzessin Wilhelm war glücklich von einem Sohne entbunden worden.

Wir liefen an's Fenster und sahen, daß es auf den Straßen und auf dem Schloßplatze sehr lebhaft wurde. Man las die Freude auf den Gesichtern aller Vorübergehenden. Einige Minuten darauf ritt der Marschall von Schwerin vorüber, der als Kourier die wichtige Neuigkeit dem Könige und dem Prinzen zur Armee bringen sollte. Das neugeborne Kind ist der erste männliche Zweig aller jetzt lebenden Prinzen des Brandenburgischen Hauses, auf ihn setzt das Volk der Brennen seine Hoffnung. Der König wünschte, die Prinzessin möchte von einem Sohne entbunden werden; sein Wunsch ist erfüllt. Friedrich ist in Allem glücklich, die Vorsehung scheint ihn zu ihrem Lieblinge erkoren zu haben.

Seit einem Monate habe ich auf Befehl des Departements des Auswärtigen an der Uebersetzung eines kleinen Werks gearbeitet, welches kürzlich in England erschien und viele vortheilhafte Betrachtungen über das System unseres Königs enthält. Es hat den Titel: **Natural reflexions upon the conduct of Great Britain on the present war.** Ich habe die Kraft der englischen Worte so gut, als möglich, französisch wiedergegeben und den Original-Text der Ue-

bersetzung gegenüber drucken lassen. Ich bin so frei, Ihnen ein Exemplar davon zu schicken; der Buchdrucker Haude hat nichts gespart, das Werkchen sauber zu liefern. Thun Sie mir den Gefallen, mir unumwunden ihre Meinung darüber zu sagen, und sein Sie überzeugt 2c.

50.

An den Herrn von Hagedorn in Hamburg.

Berlin, — Februar 1745.

Seit der Regierung Friedrichs I., Königs in Preußen, besteht in Berlin eine königliche Akademie der Wissenschaften. Dieser Monarch, von welchem noch manches Denkmal der Größe und Hoheit vorhanden ist, stiftete sie und stattete sie mit Einkünften aus. Leibnitz, eins der ersten deutschen Genies, entwarf den Plan dazu und gab ihr Gesetze. Er wurde zum Präsidenten ernannt und ist es bis an seinen Tod

geblieben. Außer den Einkünften, welche der König der neuerrichteten Akademie bewilligte, suchte Leibnitz aus ihr selbst entspringende Quellen des Unterhalts aufzufinden, und bat aus diesem Grunde den König für sie um das Generalprivilegium zum Kalenderverlag für den ganzen preußischen Staat. Die Kalender wurden in allen möglichen Formaten und mit bestem Geschmack verfertigt, und die Gesellschaft zog den größten Vortheil daraus, da die Kalender, die schönsten und sinnigsten in ganz Europa, überall gern gekauft, und weit und breit in fremde Länder versandt wurden. Ja, die Einkünfte der Akademie wurden dadurch so bedeutend, daß nicht allein alle kleineren Ausgaben davon bestritten, sondern auch die vornehmsten Mitglieder der Gesellschaft, welche in Berlin wohnten, hinreichend besoldet werden konnten. Der König ließ ein astronomisches Observatorium und alle dazu nöthigen Gebäude aufführen, außerdem schaffte sich die Gesellschaft nach und nach eine schöne Bibliothek und ein Naturalienkabinett an. Leibnitz bürdete ihr die damals große Last auf, ein anatomisches Theater zu unterhalten, wozu die Hospitäler in den Wintermonaten die Leichen liefern mußten, und über

welche geschickte Professoren der Chirurgie anatomische Kollegia lasen. So kostspielig und lästig dies Theater Anfangs für die Gesellschaft war, so gute Folgen sind später für sie daraus hervorgegangen, denn nur ihm hat sie ihre Erhaltung zu verdanken, was der Stifter mit prophetischem Geiste vorhergesehen zu haben scheint.

Leibnitz wählte die Akademiker, und ernannte berühmte und auswärtige Gelehrte zu Mitgliedern. Die neue Gesellschaft ging muthig auf der Bahn der Wissenschaft vorwärts und wurde bald berühmt. Sie gab Nachrichten über ihr Wirken unter dem Titel: **Miscellanea Berolinensia** heraus, die den Beifall des ganzen gelehrten Europas erwarben. So lange Friedrich I. und Leibnitz lebten, erschienen diese Nachrichten regelmäßig, und der Eifer der Mitarbeiter war unermüdet, doch nach dem Tode des Ersten wurde es anders, denn sein Nachfolger war nur Soldat, er achtete die Wissenschaften nicht, und alle Einrichtungen seines Vaters waren ihm außerdem noch besonders zuwider. Die meisten Staatseinkünfte wurden vom Militair verschlungen, und die Gesellschaft war in Gefahr, von dem Strome der Veränderungen in

die Vergessenheit hinabgerissen zu werden. Die Akademiker fürchteten dies, doch gerade damals sahen sie den Nutzen ihres anatomischen Theaters ein. Der neue Monarch glaubte mit Recht, daß dies Theater für die Wundärzte der Armee eine wichtige Sache sei, und nur unter dem Schutze der Anatomie erhielt sich die gelehrte Gesellschaft. Sie erfuhr indessen manche Kränkung. Der König ließ einen Hofnarren aus ihrer Kasse besolden, und ein andrer, der übrigens nicht ganz unwissend war, erhielt den Titel eines Vizepräsidenten. Dadurch beschimpfte der König nicht nur die Akademiker, sondern er schreckte auch die auswärtigen Gelehrten ab, die nicht länger Mitglieder einer Gesellschaft sein wollten, welche vom Landesherrn selbst lächerlich gemacht wurde. Verschiedene ordentliche Mitglieder verloren den Muth; ihre Abhandlungen erschienen langsam und unregelmäßig, und waren dem Gespött Preis gegeben. Der König legte von Zeit zu Zeit der Akademie Fragen vor, die dazu geeignet waren, sie zu verhöhnen; und obgleich sie ungeachtet aller dieser Unbill noch immer einige würdige Mitglieder zählte, so herrschte doch Trägheit in den Ausarbeitungen, und von 1710—1740 erschienen nur

6 Bände der **Miscellanea Berolinensia.** So sah es aus, als im Mai des Jahrs 1740 Friedrich **II.** den preußischen Thron bestieg. Er ist der Liebling der Musen und daher ihr Beschützer, doch verstatteten ihm die Kriegsunruhen bis jetzt noch nicht, recht ernstlich für ihre Huldigung zu sorgen. Krieg und Friede wechselten seit seiner Thronbesteigung schon vier Mal rasch miteinander, und nie waren die Zwischenräume lang genug, um etwas Wichtiges einrichten zu können. Indessen hat der König, so zu sagen mitten im Kriege, die Materialien zu dem Gebäude gesammelt, das seine Regierung im Frieden verschönern soll, und sorgte, daß viele berühmte Gelehrten in seine Staaten gezogen wurden. So berief er z. B. Wolf, den er zum Kanzler der Universität Halle machte; der Mathematiker Euler verließ St. Petersburg, um sich in Berlin anzusiedeln; Maupertuis, der Graf Algarotti und selbst Voltaire fanden sich ein, und brachten einige Jahre an Friedrichs Hofe zu, bis sie der vorjährige Krieg, hoffentlich aber nur auf einige Zeit, entfernte. Kurz vor diesem Kriege benutzte sein Hof die Zeit der Ruhe zum Studiren und wandte Alles an, die Wissenschaften empor zu bringen. Der Mar-

schall, Graf von Schmettau, und der Graf York, Minister des Königs, entwarfen den Plan, eine gelehrte Gesellschaft abwechselnd in ihren Häusern zu versammeln; sie theilten mir und Jordan diese Idee mit, der wir freudig beitraten. Jeder warb gebildete Männer, und bald waren sie in allen Zweigen des Wissens aufgefunden. Die erste zahlreiche Versammlung war bei'm Grafen Schmettau. Herr von Francheville eröffnete sie durch die Vorlesung einer schönen, für die Gelegenheit passenden Ode. Hierauf faßte man Statuten ab, die dahin gingen, daß unsere Einrichtung durchaus republikanisch sein und nur in sofern, als es zur Erhaltung der Ordnung gehöre, eine monarchische Verfassung haben solle. Man übertrug mir, alle Verabredungen schriftlich aufzusetzen und in Zukunft das Amt eines Sekretärs bei der Gesellschaft zu verwalten. Dieses Privatunternehmen gefiel dem Könige, er erklärte sich zum Beschützer desselben, ließ der Versammlung einige schöne Zimmer im Schlosse zu ihren Sitzungen einräumen und veranlaßte sie, sich mit der alten, fortbestehenden Akademie zu vereinigen und künftig mit ihr ein Ganzes auszumachen. Durch einen Befehl vom 13. Novem-

ber 1743 ernannte der König Kommissäre zur Untersuchung der Einkünfte der Gesellschaft und zum Gesetzentwurfe für die neue. Diese waren der Graf von Schmettau und die Staatsminister von Viereck, von Podewils, von Marschall, von Arnim und von Bork, außerdem der Geheimerath von Jariges, der Leibarzt Eller, Jordan und ich.

Es war lange, ehe man die Berechnung der Einkünfte entwirren und Alles nach dem Wunsche des Königs berichtigen konnte, der etwas Großes im Sinne hatte. Ich gestehe, daß ich nicht ohne Aerger die Rechnungen über die vom vorigen Könige ausgesetzten Gehalte lesen konnte. Es hieß ausdrücklich darin: So und so viel für die Hofnarren Sr. Majestät. Diese waren, wie ich schon sagte, der Vizepräsident der Gesellschaft und noch ein andrer Schuft, den man Australikus nannte. Hier trat besonders der Unterschied in der Denkungsart zwischen Vater und Sohn recht grell an's Licht. — Endlich war ein Plan fertig. Der König genehmigte ihn nicht nur Punkt für Punkt, sondern gab auch der Akademie den Titel einer königlichen Akademie der Wissenschaften, bestätigte alle ihre alten Pri-

vilegien und bekannte sich selbst zu ihrem Beschützer.

Dieses, mein Freund, ist der Zustand der gegenwärtigen Akademie der Wissenschaften, die aus folgenden Personen besteht:

Der Beschützer: der König.

Vier Direktoren, welche halbjährig wechselweis den Vorsitz haben: der Graf Schmettau, der Herr von Viereck, der Graf Gotter, der Herr von Bork.

Der Vizepräsident: der Geheimerath Jordan.

Eine unbestimmte Anzahl Ehrenmitglieder, welche nicht verbunden sind, Arbeiten zu liefern, aber auch keinen Gehalt beziehen.

Eine festgesetzte Anzahl ordentlicher Mitglieder, welche Arbeiten liefern und bei den Versammlungen zugegen sein müssen. Sie bekommen Gehalt und wohnen in Berlin.

Beständiger Sekretär: der Herr von Jariges.

Historiograph der Akademie: der Professor Formey.

Eine unbestimmte Anzahl auswärti-

ger Mitglieder, die durch ganz Europa zerstreut sind.

Die bejahrten Mitglieder, welche in Berlin wohnen, aber ihres hohen Alters wegen nicht mehr für die Akademie arbeiten können. —

Die Akademie selbst ist in vier Klassen getheilt, wovon jede ihren eigenen Direktor und Sekretär hat. Die erste Klasse hat zum Gegenstand die Mathematik in ihrem ganzen Umfange; die zweite die spekulative Philosophie, die Methaphysik, die Moral, das Natur- und Völkerrecht ꝛc.; die dritte die Physik, Chymie ꝛc.; die vierte die schönen Wissenschaften.

Die Akademie versammelt sich jeden Donnerstag Nachmittag. In jeder Klasse wird nach der Reihe ein von einem Mitgliede derselben abgefaßter Aufsatz über einen ihr angehörigen Gegenstand vorgelesen. Die Wahl des Süjets ist willkürlich und hängt vom Akademiker ab, der an der Reihe ist. Nach diesem zeigt der beständige Sekretär alle Briefe, Aufsätze oder andere merkwürdige und wichtige Stücke vor, die von Mitgliedern oder andern Korrespondenten an die Akademie eingeschickt worden sind. Die

Akademiker streiten darüber, und man kann die ganze Einrichtung mit einem Bienenstock vergleichen, in welchen jede Biene den geläuterten Honig bringt, der aus allen kräftigen und duftenden Kräutern und Pflanzen gesammelt wurde.

Alle vorgelesenen Aufsätze werden aufbewahrt, bei'm Jahresschlusse wählt man die drei oder vier besten jeder Klasse, macht einen Band Nachrichten über das verflossene Jahr daraus und fügt diesem die Nekrologe der verstorbenen Mitglieder und alles sonst noch Interessante bei.

Außerdem hält die Akademie zwei feierliche öffentliche Sitzungen, die erste am 24. Januar, dem Geburtstage des Königs, die zweite den 31. Mai, den Jahrestag seiner Thronbesteigung. An letzterem Tage wird eine Preisaufgabe bekannt gemacht, welche dem sie lösenden auswärtigen Gelehrten 50 Dukaten zuerkennt. Alle Prinzen und Prinzessinnen des Hauses, so wie die auswärtigen Prinzen und Minister, und eine große Menge von Personen aus den höhern Ständen, beehren diese Versammlung mit ihrer Gegenwart.

Die Akademie hat das Siegel und die Devise,

welche Leibnitz wählte, beibehalten, weil sie nichts Passenderes und Sinnigeres finden konnte. Es ist ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln, der sich zum Himmel, gegen das Siebengestirn schwingt, mit der Ueberschrift:

Cognata ad sidera tendit.

Dies ist, mein Freund, die Geschichte und Beschaffenheit der neuen Akademie, die Sie zu kennen wünschten. Ich weiß, daß Sie ein würdiges Mitglied derselben sein würden, und ich erbiete mich, Sie vorzuschlagen. Ich, meines Theils, bin nur ein Ehrenmitglied, da mir noch unbekannt ist, ob mich der König nicht vielleicht an einen fremden Hof zu schicken Willens ist, wo ich zu beschäftigt sein würde, um mich zu andern Arbeiten verbindlich machen zu können.

Mit herzlicher Freundschaft 2c.

51.

Fragment eines Briefs an Herrn von Hagedorn.

Berlin — 1745.

Ein Rektor aus Brandenburg, ein Mann, dem es nicht an Redlichkeit, Verdienst und Kenntnissen fehlt, schickte mir ein Buch und bat mich, es der Akademie vorzulegen und ihn als Mitglied derselben aufnehmen zu lassen. In diesem Buche befindet sich eine Abhandlung über den letzten Kometen, der so viel Lärm machte und manchen ehrlichen Mann beunruhigte, oder vielmehr eine allgemeine Theorie aller vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Kometen. Es enthält merkwürdige Beobachtungen, aber auch eine Drohung, bei der sich das Haar sträubt. Mein Rektor bereitet uns nämlich auf den unwillkommenen Besuch eines solchen Wandelsterns, Namens Hektor, vor, der, indem er das Firmament durchläuft, vermöge der Unregelmäßigkeit seiner Bahn unserer Erde ein Mal so nahe kommen kann, daß er

sie mit seinem Schweif berühren, und sie in Staub und Asche verwandeln wird. Unsere Akademiker, die keine Propheten, am wenigsten Unglückspropheten zu Kollegen haben wollen, haben sich die Ehre seiner Gesellschaft verbeten und mich beauftragt, ihn damit bekannt zu machen. **Il faut être apothicaire, pour savoir bien dorer ces pillules-là;** demungeachtet mußte ich mich zur Antwort bequemen. Ich fing sie mit dem Lobe des Buchs an, sagte, die Akademie habe dessen Inhalt wichtig und seine Weissagungen so überzeugend gefunden, daß sie das Ende der Welt nach drei Jahren unfehlbar erwarte; aber aus demselben Grunde halte sie es nicht der Mühe werth, die Anzahl ihrer Mitglieder zu vermehren, und dem Herrn Rektor selbst müsse es viel näher liegen, nützliche Betrachtungen über die Ewigkeit anzustellen, als für die kurze Zeitlichkeit noch nach dem Titel eines Mitglieds der Akademie zu streben.

Die großen Ereignisse über unsern Häuptern geben oft zu kleinen, artigen Anekdoten auf der Unterwelt Veranlassung. Bei der letzten totalen Sonnenfinsterniß war mein Bruder gerade in Berlin und hatte Lust, die Beobachtungen auf dem Observato-

rium, in Gesellschaft des Professor Kies und einiger andern Astronomen, mit zu machen. Ich schickte meinen Kammerdiener dahin, um mir die Erlaubniß dazu erbitten zu lassen. Der dumme Teufel kam nach einer Viertelstunde zurück und brachte uns Empfehlungen vom Professor Kies, „der die Sonnenfinsterniß mit Vergnügen bereit halten wolle." — Kurz darauf schrieb man aus Paris, Cassini habe ebenfalls Vorbereitungen zur Beobachtung dieser Finsterniß gemacht, und einige der vornehmsten Damen, die sich Plätze auf dem Observatorium bestellt, hätten ihm, als die Finsterniß angefangen, sagen lassen, er möge ein wenig damit warten, ihre Toilette sei noch nicht beendet.

Wir lachen über die unwissenden Pariserinnen, doch finden wir für sie eine Entschuldigung in der Unwissenheit der doch wahrlich nicht ungebildeten Römer, welche, wie uns Livius, Tacitus und Cäsar erzählen, oft durch eine Verfinsterung der Sonne oder des Mondes, die sich kurz vor oder während eines Treffens ereignete, in ein panisches Schrecken versetzt wurden. Nur Einzelne theilten die allgemeine Angst nicht und zogen Vortheil daraus, doch

gehörte dies, wie Sie wissen, zu den seltenen Beispielen.

Ist Ihnen vielleicht die Anekdote bekannt, wie der Czaar Peter einst den Aberglauben seiner Russen in einer für ihn mißlichen Lage glücklich benutzte? Er stand mit seiner Armee an den traurigen Ufern des Borysthenes. Es fehlte an Brod, die Unzufriedenheit war groß und keine Aussicht da, den Bedarf binnen zwei Tagen herbeizuschaffen. In dieser Noth befahl Peter heimlich seinen Popen, den Truppen bekannt zu machen, daß der griechische Kalender auf morgen einen feierlichen Fasttag ankündige. Sogleich wurde in der ganzen Armee der Fasttag ausgerufen, Niemand murrte mehr, und der Czaar gewann Zeit, für Lebensmittel zu sorgen.

52.

An Herrn von Stüven, in Erlangen.

Berlin — März 1745.

Mein bester Stüven,

Der Tod hat mir kürzlich meinen besten Freund und Beschützer entrissen. Mein guter Jordan starb im fünf und vierzigsten Jahre seines Alters, nach eilfmonatlichen Leiden, im Kreise der Seinigen und in den Armen Gualthierys, eines französischen Geistlichen und nahen Verwandten, der seines Kopfs und Herzens wegen gleich verehrungswürdig ist. Welche Gelehrsamkeit, welche Tugenden werden mit meinem theuern Jordan begraben! O hätte er doch, ein zweiter Elias, bei seinem Aufschwunge zum Himmel seinen Mantel auf mich fallen lassen und mich zum Erben seiner Vorzüge gemacht! Ein solches Vermächtniß wäre köstlicher, als alle Schätze Perus, gewesen.

Die Welt ist ungerecht und voll Vorurtheile, und die Günstlinge eines Königs sind gewöhnlich Gegenstände des Neides und der Verläumdung. Da Miß-

günstige das wesentliche Verdienst des Entschlummerten nicht abläugnen konnten, so griffen sie seine Grundsätze an und machten ihn zum Gottesläugner. Als Beweis dafür gaben sie an, daß Jordan sein Amt in Prenzlau niedergelegt und die Kanzel mit dem Hofe vertauscht habe. Man nannte ihn einen Jünger Spinozas, und sogar die Bessergesinnten meinten, er habe aus einem Gefühl der Rechtlichkeit nicht mehr länger eine Religion lehren wollen, an die er selbst nicht glaubte; doch war die Ursach' von Jordans Uebertritt in den weltlichen Stand ganz einfach: er litt an der Brust, hatte öfters Blutspucken und konnte aus diesem Grunde das Predigen durchaus nicht fortsetzen. Dazu war er nur ein mittelmäßiger Redner; seine Pfarre trug ihm kaum so viel ein, als seine Bibliothek kostete, und er hatte als reformirter Geistlicher auch nicht die geringste Aussicht zu einer Verbesserung. Endlich traf ihn das Unglück, eine angebetete Gattin zu verlieren, deren Tod ihn fast wahnsinnig machte. Um diese Zeit schlug ihm die Baronin von Knyphausen vor, sein ihm so wenig zusagendes Amt niederzulegen und ihren ältesten Sohn auf einer Reise nach Holland,

England und Frankreich zu begleiten. Wer würde an Jordans Stelle geschwankt haben? Er nahm das Anerbieten an und machte eine gelehrte Reise, wovon er eine vollständige Beschreibung geliefert hat.

Es gebührt mir nicht, das menschliche Gemüth zu prüfen, noch zu entscheiden, mit welcher Schrift Gott die Erkenntniß in das Herz meines verehrten Freundes grub; doch kann ich mit Wahrheit behaupten, daß ich ihn oft Lehrsätze des Christenthums mit Wärme vertheidigen hörte. Er rühmte besonders die Moral unsers göttlichen Meisters und übte sie täglich aus. Ich bin überzeugt, mein guter Stüven, daß auch Sie von Jordan, dem Atheisten, und von seiner feierlichen Bekehrung auf dem Sterbebette, hörten. Die Sache wird sehr verschieden und mit allen möglichen Ausschmückungen erzählt; allein ich kann Ihnen versichern, daß ich ihn kurz vor seinem Ende verließ, und zu dieser Zeit, wie immer, nur christliche und gottergebene Gesinnungen, jedoch Gesinnungen eines christlichen Philosophen an ihm wahrnahm, ohne das Geringste von jener Kleinmüthigkeit und heuchlerischen Bekehrung zu bemerken, die so manches Sterbebett entweihen.

Einige Tage vor seinem Tode sagte er unter Anderm zu mir: „Denken Sie daran, lieber Bielfeld, daß ich mit der Ueberzeugung und dem Glauben an die göttliche Sendung Christi sterbe, und sagen Sie es dem Könige, wenn Sie Gelegenheit dazu haben."

Jordan war kein Genie vom ersten Range, aber er besaß Verstand, heitern und liebenswürdigen Witz, viel Gelehrsamkeit und ein treffliches Herz. Liebe für alles geistig Schöne war seine Leidenschaft, und er verschmähte nicht, zuweilen ein wenig damit zu prunken. Seine Bibliothek war seit seiner Gattin Tode die Königin seines Herzens geworden. Er sprach ausgezeichnet, doch schrieb er nur mittelmäßig. Aus übertriebener Lebendigkeit nahm er sich nicht Zeit, weder über den Gegenstand, den er abhandelte, noch über die Wahl seiner Ausdrücke reiflich nachzudenken, und noch weniger das Geschriebene durchzusehen und zu verbessern. Eine zu große Kürze raubte seinem Style die Annehmlichkeit; er wollte lakonisch sein und wurde trocken, denn die Grazien verleihen ihre Gunst nur dem, der sie sucht. Uebrigens war Jordan seinem Könige mit einer Treue, die an Anbetung gränzte, zugethan; er liebte seine Freunde, hing

mit Zärtlichkeit an seinen Kindern, war theilnehmend gegen Unglückliche; mit einem Worte, er war ein guter Diener, ein treuer Freund, ein liebevoller Vater, ein gefühlvoller Mensch und ein wackerer Staatsbürger.

Sie begreifen leicht, mein Bruder und Freund, wie schmerzlich mir ein Verlust ist, der mein ganzes Leben anders gestaltet. Meine Wohnung ist mir zuwider, denn ich kann nicht ohne ein sehr wehmüthiges Gefühl an Jordans Zimmer vorübergehen. Wäre ich doch bei Ihnen! Nichts könnte mich in diesem Augenblick mehr aufrichten, als Ihre und meiner Schwester Gesellschaft.

53.

An meine Mutter, in Hamburg.

Berlin, den 10. April 1745.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Noch war ich durch den Tod meines Freundes Jordan tief betrübt, als mich der Graf Podewils zu

sich rufen ließ und mir sagte, der König habe mitten unter den Mühseligkeiten eines Feldzugs daran gedacht, seinem jüngsten Herrn Bruder, dem Prinzen Ferdinand, einen zweiten Gouverneur zu geben, und geruhe, mir mit Zustimmung der königlichen Frau Mutter diesen ehrenvollen Posten anzutragen. Ich erhielt drei Tage Bedenkzeit, nach welchen ich der verwittweten Königin meine Antwort geben sollte.

Ich gestehe Ihnen, geliebte Mutter, daß mich ein solcher, obgleich sehr gnädiger Antrag doch ein wenig erschreckte. Zwar wird mich das neue Amt noch näher mit dem Hofe verbinden und mir eine gute Aussicht für die Zukunft eröffnen; aber es scheint mir nicht leicht, in meinem Alter der Gouverneur eines lebhaften Prinzen zu sein und ihn in Wissenschaften zu unterrichten, die ich noch selbst zu studiren bemüht bin. Doch habe ich mich kurz und gu entschlossen. Ich stellte der Königin vor, daß ich mich eher getraue, aus ihrem Sohne einen tugendhaften und gütigen, als einen gelehrten Prinzen zu machen, daß ich aber weder Fleiß, noch Mühe sparen und mich der mir bestimmten Ehre werth zu machen suchen würde.

Die Königin beantwortete dies sehr gnädig und sagte mir, sie werde mir in einigen Tagen von Seiten des Königs meine Verhaltungsbefehle und Bestallung einhändigen lassen. Unterdessen möchte ich mich nur zu meinem neuen Amte bereit halten und im Schlosse die mir bestimmten Zimmer, neben denen des Prinzen, beziehen.

Sie sehen mich also jetzt, geliebte Mutter, auf einer neuen Lebensbahn. Ich werde mich bemühen, das Meinige zu thun, und mein Eifer wird vielleicht aushelfen, wo es an Geschick fehlt. Ich halte den Wechsel meiner Lage für zu wichtig, um Ihnen nicht sogleich Nachricht davon zu geben; doch nimmt mich manches dringende Geschäft in Anspruch, und hält mich ab, heute noch etwas Weiteres hinzuzufügen, als die Versicherung 2c.

54.

An den Herrn von Stüven, in Erlangen.

Berlin, den 4. Juni 1745.

Sie haben Recht, lieber Stüven, daß Sie mich sowohl in der Erfüllung der Pflichten meines Amts, als über den Plan zum Unterricht des jungen Prinzen etwas in Verlegenheit glauben. Doch habe ich vom Könige eine sehr genaue Instruktion erhalten, die meine Wegweiserin ist. Da der Prinz schon etwas Latein versteht, so spricht mich der König von diesem Zweig des Unterrichts frei. Der Major Humbert unterrichtet ihn unter meiner Aufsicht in der Mathematik, besonders in der Befestigungskunst, der Oberhofprediger Sack in der Religion, und Herr Jordan des Champs in der Philosophie. Ich beschäftige mich Vormittags drei, Nachmittags zwei Stunden, ihm folgende Wissenschaften vorzutragen:

1) Geschichte in allen ihren Zweigen. Chronologie.

2) Geographie nebst Wappenkunst.

3) Genealogie. Das Nöthige, möglichst kurz gefaßt.

4) Natur- und Völkerrecht, nach Puffendorf, nebst Erklärung der Pflichten des Menschen und Bürgers.

5) Regierungskunst, deren erste Grundsätze ich den Prinzen in der Kürze niederschreiben lasse.

6) Anfangsgründe des allgemeinen deutschen Rechts, nach Mascov.

7) Rhetorik, nebst Uebung im deutschen und französischen Briefstyl.

In den Erholungsstunden, oder wenn ich bemerke, daß der Prinz zu nichts Anderm aufgelegt ist, lesen wir alte und neue Dichter und Redner, auf deren Fehler und Schönheiten ich ihn zur Bildung seines Geschmacks aufmerksam mache. Zuweilen zeige und erkläre ich ihm auch Alterthümer, Münzen und Kunstsachen.

Ich glaube, daß der Prinz mir Anfangs abgeneigt war; doch bemerke ich jetzt zu meiner Zufriedenheit, daß ihm mein Unterricht Vergnügen macht, und daß er anfängt, mir Vertrauen zu schenken. Ich strenge ihn nicht zu sehr an und hüte mich be-

sonders, ihn durch Auswendiglernen zu ermüden. Als ich zu ihm kam, war ihm der Unterricht zuwider, nur Krieg und Jagd beschäftigten ihn; jetzt erinnert er mich selbst an seine Stunden und nimmt sie mit großem Eifer. Die Geschichte scheint ihn besonders zu interessiren, und sein Briefstyl hat merklich gewonnen. So wie ich ihn bis jetzt beurtheile, glaube ich, daß er Anlagen des Geistes mit einem sehr guten Herzen verbindet. Seine Erziehung scheint mir etwas vernachläßigt worden zu sein, und vielleicht versäumte man besonders, ihn auf die Eigenschaften aufmerksam zu machen, welche einem Prinzen zur Zierde gereichen. Wenn es mir gelingt, seine Neigungen zu ändern und das Rauhe seiner Sitten abzuschleifen, so sind alle meine Wünsche erfüllt, und ich hoffe, wenn ich einst mein Amt niederlege, dem Könige einen hochsinnigen, aber auch guten Prinzen übergeben zu können.

Sie glauben es mir gewiß, bester Stüven, daß ich zur Erreichung meines Zwecks keine Mühe spare. Alle meine Unterhaltungen bei Tafel und auf dem Spaziergange haben nur einen Zweck, doch vermeide ich lange Predigten und suche meine Vorschrif-

ten bald unter dem Mantel der Freundschaft, bald unter einem Scherz zu verstecken.

Leben Sie wohl, mein Freund, und umarmen Sie meine liebe Schwester herzlich von &c.

55.

An meinen Bruder, in Hamburg.

Berlin, den 1. Dezember 1745.

Wir haben seit drei Wochen in unaussprechlicher Unruhe gelebt. Welche Geißel ist der Krieg, und was helfen die Lorbeeren, die nur auf blutgedüngten Gefilden sprossen! Ich möchte das Wort Krieg aus der Sprache, die Sache aus der Welt verbannen, wenn ich es könnte. Hier hast Du eine kurze Erzählung meiner Erfahrungen in einer Zeit, die ich nie vergessen werde.

Nach den Siegen bei Hohenfriedberg und Sorr glaubte der König, seine Feinde hinreichend gede-

müthigt zu haben, um seine Armee in die Winterquartiere legen, sich selbst aber nach Berlin begeben zu können, wo er sich von seinen unendlichen Strapazen zu erholen hoffte. Einige Infanterie-Regimenter kehrten zur Besatzung ebenfalls in die Hauptstadt zurück, worunter sich auch das meines Prinzen befand. Der König wurde von der Garde dü Korps begleitet, die im Triumph in die Stadt zog. Sie hatte die dem Feinde abgenommenen Kanonen und eine Menge östreichischer Fahnen und Standarten bei sich, wovon 64 in der Schlacht bei Hohenfriedberg und etwa 20 bei Sorr erobert worden waren. Der Zug war lang, und wurde vom lauten Jubel der Einwohner und des Volks begrüßt. Ich stand mit meinem Prinzen auf einem Balkon des Schlosses und sah mit ihm die Truppen vorüberziehen, die ihre Siegeszeichen in der Garnisonkirche niederlegen sollten. Doch, indem ich noch, hinter ihm stehend, die allgemeine Freude theile, nähert sich mir der Minister von Bork, klopft mich auf die Schulter und sagt mir in's Ohr: „Ach, mein Freund, der Friede wäre mir lieber, als dies Gepränge." Ich sah ihn an, tiefe Besorgniß lag auf seinem Gesichte, über deren Ursach'

ich ihn erschrocken fragte. „Sie werden es nur zu früh erfahren,“ antwortete er mir, wandte sich ab und ließ mich in großer Unruhe stehen. Den Abend war Tafel bei der königlichen Frau Mutter. Der Hof war glänzend, heiter, sorglos; der König schien es auch zu sein, aber bei aufmerksamer Betrachtung glaubte ich doch, eine Wolke auf der scheinbar heitern Stirn wahrzunehmen. Ich ging zu Bett, doch blieb ich nicht lange darin, denn um 4 Uhr Morgens klopfte der Obrist Quadt, der das Regiment des Prinzen Ferdinand kommandirt, an meine Thür. Ich sprang auf, warf den Schlafrock über und öffnete. Er trat mit etwas verstörter Miene ein, und da alle Bediente des Schlosses noch schliefen, machten wir, mit Hülfe der Schildwache vor meinem Zimmer, ein Kaminfeuer. Kaum waren wir allein, so sagte mir der Oberst, es sei etwas Wichtiges im Werke, und er habe in der Nacht vom Könige Befehl erhalten, morgen früh mit seinem Regimente nach Krossen zu marschiren. Die ganze Berliner Besatzung habe denselben Befehl bekommen, und der König würde ihr in drei Tagen folgen. Er bat mich, den Prinzen zu wecken, dem er dies berichten müsse.

Ich zog mich rasch an, ging zum Prinzen hinein und weckte ihn mit möglichster Schonung. Er kam sogleich zu uns, und nachdem er vom Obersten alles Nöthige erfahren, eilten wir zum Könige. Hier fanden wir im Vorzimmer eine große Bewegung. Es war mit Ministern, Generalen, Offizieren, Generaladjudanten und Ingenieuren angefüllt, so daß wir im ersten Augenblick glaubten, der Feind sei schon am Thore. Der Fürst von Dessau war auch zugegen. Da dieser, ungeachtet seines finstern und oft beleidigenden Wesens, doch immer sehr gütig gegen mich war, so fragte ich ihn leise um die Ursache der allgemeinen Bestürzung. Er antwortete mir, man habe dem Könige den Plan seiner Feinde verrathen, die nichts weniger im Sinne hätten, als ihn mitten im Winter an fünf verschiedenen Orten anzugreifen und ihn, wo möglich, gänzlich zu vernichten. Die stärkste der Armeen würde über Krossen in das Land dringen, um den König von Schlesien abzuschneiden; ein anderes Korps sollte nach Oberschlesien und ein drittes nach Niederschlesien gehen; ein viertes würde gegen Leipzig rücken, Halle überfallen, Magdeburg beunruhigen, und endlich ein fünftes, ungefähr

20,000 Mann stark, durch den Erzgebirgischen Kreis gerade auf Berlin marschiren, sich der Hauptstadt zu bemächtigen und so dem Könige einen tödtlichen Streich zu versetzen suchen.

Dieser Plan schien mir leicht in der Theorie, doch schwer in der Ausführung zu sein. „Der Feind muß vergessen haben," sagte ich zum Fürsten, „daß er es mit einem raschen und tapfern Könige zu thun hat, der schnell seine Truppen zusammenziehen und die feindlichen Armeen, eine nach der andern, mit überlegener Macht schlagen kann." Der alte Fürst fing an zu lachen. „Der König und ich denken ebenfalls, daß es nichts zu sagen habe," antwortete er, „und Sie sehen, mit welcher Eil' man sich bereit macht, dem Feinde die Stirn zu bieten."

Mit Anbruch des Tages ging der Fürst nach Halle ab, um daselbst eine Armee zu sammeln, und zwei Tage später begab sich der König nach Krossen, wo der Prinz Heinrich an den Blattern krank lag. Den Abend vor seiner Abreise speiste der König noch mit seiner ganzen Familie bei der verwittweten Königin, außerdem war Niemand zugegen, als die Oberhofmeisterin und der Graf Podewils. Wir

Andern speisten mit den Hofdamen; dies Mal herrschte an unserer Tafel nicht die gewöhnliche Fröhlichkeit. Als sich die hohen Herrschaften von der ihrigen erhoben hatten, traten wir in den Speisesaal, und waren Zeugen des zärtlichen und rührenden Abschieds, welchen der König von den Königinnen, den Prinzen und den Prinzessinnen nahm. Als er aus dem Saal ging, wollte ihm der Graf Podewils, der an der Thür stand, die Hand küssen. Der König umarmte ihn aber und sagte: „Leben Sie wohl, mein lieber Graf, nehmen Sie Alles wohl in Acht, und wenn wir uns nicht wiedersehen sollten, so denken Sie, daß Sie an mir einen Freund verloren." Ich hörte diese Worte, die mich sehr ergriffen, und konnte mich unserm geliebten Herrscher nicht ohne Wehmuth nähern. — Der Prinz Wilhelm und der Graf Rothenburg sollten den König in seinem Wagen begleiten. Als sich Letzterer entfernt hatte, sagte mir der Prinz Wilhelm, er halte es nicht der Mühe werth, sich erst noch niederzulegen, und wolle die Nacht bei seinem Bruder Ferdinand zubringen. „Sorgen Sie für Karten und ein gutes Feuer," fügte er hinzu. Ich ließ schnell im Zimmer meines Prin zen Alles ordnen,

worauf der Prinz Wilhelm mit dem Grafen Rothenburg und dem Obrist von Kreytzen unmittelbar eintrat. Wir setzten uns zum Spiel, aber unsere Gedanken waren nicht dabei. Jeder dachte an die ungewisse Zukunft und an die mißliche Lage der Dinge, und kaum war diese traurige Nacht halb verstrichen, als man uns meldete, der König sei aufgestanden. Die Prinzen gingen zu ihm; wir folgten. Ganz zuletzt sagte uns noch der Prinz Wilhelm, er habe in Wusterhausen aus der Erbschaft seines Herrn Vaters einen bedeutenden Vorrath alten Rheinweins liegen. „Schreiben Sie dem Amtmanne," setzte er hinzu, „den Wein bei Annäherung der geringsten Gefahr nach Berlin zu schicken, ich möchte nicht, daß er von den Panduren ausgetrunken würde." — Das Vorzimmer des Königs war ziemlich leer, doch vertraute mir ein Freund, es ständen 500 Pferde bereit, um sogleich den ganzen Hof nach Stettin zu bringen, im Fall sich der General Grün der Hauptstadt nähern sollte. Der König erschien bald. Ich habe ihn nie munterer, sein Gesicht nie heiterer gesehen, als in diesem Augenblicke. Er scherzte, stieg mit dem Prinzen und dem General Rothenburg in den Wagen,

und jagte unter unsern lauten Segenswünschen davon. — Jetzt verbreitete sich die Sorge über Hof und Stadt, und bald nahm Alles eine ganz kriegerische Gestalt an. Von allen Seiten kamen Nachrichten von der Annäherung des Feindes, die, so übertrieben sie auch sein mochten, Glauben fanden und Schrecken verbreiteten. Wir hatten in der Stadt vier Bataillone zur Besatzung, ungefähr 2000 Rekruten, die schon gekleidet und eingeübt waren, und aus denen man zwei andere Bataillone bildete. Der Obrist von Kreytzen kommandirte das eine, der Major von Jarriges von den Kadetten das andere; ferner hatten wir ein Bataillon Landmiliz, ungefähr drei bis vier Schwadronen Kavallerie und Jäger, und endlich das Kadettenkorps mit einigen Kanonieren. Im Nothfall hatte der König erlaubt, das erste Bataillon Garde aus Potsdam zu requiriren; allein, um sich noch besser in Vertheidigungsstand zu setzen und die Garnison zu unterstützen, fanden unsere Generale für gut, 16,000 Bürger zu bewaffnen und sie in Kompagnien einzutheilen. Ihre Gewehre wurden aus dem Zeughause genommen, man übte sie täglich, und diese Kinder der Hauptstadt eines kriegerischen Staats

trieben das militärische Handwerk mit so vielem Geschick und Eifer, daß der treffliche Erfolg alle Erwartung übertraf. Der General, Graf Hacke ist Kommandant der Stadt, wir hatten aber außerdem noch den Marschall von Schmettau, den Generalfeldzeugmeister, Markgrafen Heinrich, den Obristen von Reisewitz und verschiedene alte, erfahrene Offiziere. Man machte einen Vertheidigungsplan, theilte die Stadt in vier Quartiere, bezeichnete die Plätze, wo sich die Garnison auf den ersten Lärm versammeln sollte, und gab allen Truppen für den Nothfall Verhaltungsbefehle.

Du kennst die bedeutende Größe Berlins; halb ist die Stadt mit einer hohen Mauer von Backsteinen, halb mit Pallisaden umgeben. Man errichtete vor jedem Thore eine Art Redoute, die man mit Kanonen bepflanzte. Eine andere beträchtliche Redoute warf man auf einer Anhöhe innerhalb der Stadt auf, von wo aus man die ganze Ebene ringsherum beschießen konnte. Hin und wieder errichtete man hölzerne Gerüste hinter der Stadtmauer, für die Soldaten und Bürger, um auf den Feind über die Mauer zu feuern. Außerhalb der Pallisaden

wurde ein tiefer, trockner Graben angelegt, und die ausgegrabene Erde auf der andern Seite derselben zu einer Brustwehr benutzt. Auf alle diese befestigten Punkte stellte man Kanonen und war so eifrig bei der Arbeit, daß binnen 14 Tagen Alles fertig war. Ich begleitete sehr oft meinen Prinzen, der diese Arbeiten mit Vergnügen ansah. Einst trafen wir gegen Mittag den französischen Minister, Marquis von V—, dabei an. Er näherte sich dem Prinzen: „**Que faites vous ici, Monseigneur?**“ — „**Je fortifie, Monseigneur le Marquis, et vous?**“ — „**He, moi, je vais fortifier aussi, mais mon estomac, car j'ai une faim de tous les diables.**“ — Der Marquis, der diese Worte mit lautem Gelächter begleitete, hatte keine hohe Meinung von unsern Anstalten, und ich gestehe, daß sie mir selbst etwas verdächtig vorkamen. Die Stadt ist zu groß, um hinreichend gegen den Angriff einer Armee vertheidigt werden zu können, alle unsere Anstrengungen konnten höchstens bei einem plötzlichen Ueberfalle von unregelmäßigen Truppen Schutz gewähren oder dazu dienen, den Bürger etwas zu beruhigen. Drei Wochen lang war Alles ruhig; unsere Jäger und Dragoner durch-

streiften die ganze Gegend und entdeckten nichts; allein wir hatten nicht die geringste Nachricht vom Könige, und dies beunruhigte uns nicht wenig. Endlich, als ich eines Abends auf's Schloß zurückkehrte, bemerkte ich auf der Straße ein ungewöhnliches Gewühl; ich fand den Prinzen in seinem Zimmer, der mir sagte, er habe schlimme Nachrichten; der General Grün rücke mit starken Schritten gegen Berlin und werde in wenigen Tagen hier sein. Mir war hierbei nicht wohl zu Muthe, doch stellte ich mich ungläubig, und wir gingen ziemlich ruhig schlafen. Um 4 Uhr Morgens wurde ich durch ein heftiges Klopfen an meiner Thür geweckt; ich sprang erschrocken aus dem Bett, doch erschrak ich noch mehr, als man mir einen Brief des Amtmanns aus Wusterhausen zustellte, der mir den Wein schickte, da man bereits Quartier für die Oestreicher gemacht habe. Meine Bestürzung erreichte den höchsten Grad, als ich unmittelbar nachher unter dem großen Schloßportal eine Menge Wagen bemerkte, auf welchen man das Staatsarchiv wegzubringen eilte. Zuletzt brachte mich der alte Buchdrucker und Zeitungsschreiber Haude noch vollends außer Fassung; er kam im Schlafrock

zu mir gelaufen und rief, es sei Alles verloren, der Feind wäre nur noch zwei oder drei Märsche entfernt. Ich zog mich an und eilte zum Grafen Hacke, der dieselbe Nachricht erhalten hatte und nicht so ruhig war, wie ich es zu meinem Troste wünschte. Ich kehrte also auf's Schloß zurück, ließ meinen Prinzen wecken, erzählte ihm, wie die Sachen ständen, und machte mich mit ihm zur Abreise bereit. Dieser Tag war der schrecklichste meines Lebens. Die Bewohner der Vorstädte flüchteten sich in die Stadt, die Wohlhabenden und Reichen brachten ihr Eigenthum in Sicherheit, Viele verließen die Stadt, Andere, die es auch wollten, konnten keine Pferde bekommen. Die Straßen waren mit Reisewagen, Karren, Fuhr- und Packwagen bedeckt. Auf jedem Gesicht las man Angst und Schrecken, und laute Klagen waren überall hörbar.

Dies währte drei tödtlich lange Tage; jeden Augenblick kamen schlimmere Nachrichten, und die Gefahr schien sich sichtbar zu steigern. Was unsere Angst noch erhöhte, war die Gegenwart eines neutralen Gesandten in unserer Stadt, der aber für seine Person nichts weniger als neutral war. Wäh-

rend unsrer größten Angst und Noth zeigte er sich überall, am Hof, im Theater, in Gesellschaft, brüstete sich, stolzirte, wie ein Pfau, und fand ein Vergnügen darin, die allgemeine Bestürzung durch Verbreitung der traurigsten Nachrichten noch größer zu machen.

Wenn unsere Generale die Stärke der Grünschen Armee gekannt hätten, so hätten sie und wir ruhig sein können. Unsere Garnison, verstärkt durch die Potsdamer und Spandauer, würde ihr entgegengegangen sein, eine vortheilhafte Stellung gesucht und sie so schnell, wie möglich, auf den Weg, woher sie gekommen, zurückgeschickt haben. Denn Grün kommandirte nur 8 — 9000 Mann, wovon der größte Theil irreguläre Truppen waren, und man hatte ihn für 20,000 Mann stark ausgegeben.

Wir blieben drei Tage und Nächte in einem Zustande, der sie uns zu so vielen Jahren machte, denn unsere Besorgniß um den König war besonders sehr groß. Doch — lieber Bruder, mein Brief ist schon sehr lang, und jede Erinnerung an jene Angstzeit ist so angreifend, daß ich es mir lieber bis zum nächsten Posttage ersparen will, Dir die glückliche

Entwirrung dieses scheinbar gordischen Knotens mitzutheilen. Unterdessen ꝛc.

56.

An Denselben.

Berlin, den 10. Dezember 1745.

Es war eines Freitags Abends, als der Minister, Graf Podewils, während der Flucht der vornehmsten Einwohner Berlins und der größten allgemeinen Angst, einen Kourier erhielt, welcher die Nachricht von der Niederlage des Feindes bei Heinersdorf überbrachte. Der Hof war an diesem Abend bei der regierenden Königin, und die Niedergeschlagenheit so groß, daß Niemand auch nur entfernt mit frohem Muthe nach Hause zurückzukehren hoffte. Der Graf Podewils begab sich unverzüglich zur Königin; bei seinem Eintritt fand er den schon erwähnten übelgesinnten Minister im Vorzimmer, der ihn sogleich anredete und ihn beinahe spöttisch fragte,

ob sich nichts Neues ereignet habe. — Der Graf nahm eine traurige Miene an und antwortete blos: „Ich bitte um Verzeihung.“ — „Sind die Nachrichten günstig?“ — „Sie werden selbst davon urtheilen, wenn Sie diesen Brief lesen wollen.“ — Der Gesandte näherte sich einem Spieltische und öffnete das Papier. Aber kaum hatte er einige Zeilen gelesen, als sich seine Züge veränderten. Er wurde blaß, alle seine Gesichtsmuskeln zuckten, und beinahe sprachlos, konnte er sich nur mit Mühe ein Bleistift und Papier erbitten. Der Graf gab ihm Beides. Er setzte sich, und zog mit zitternder Hand den Tag und die vornehmsten Umstände des Sieges aus. Nie habe ich einen erschrockenern Menschen gesehen. Da er den Kopf gänzlich verloren hatte, konnte er der Königin nur im Vorbeigehen seine Verbeugung machen, einen Augenblick darauf eilte er zur Prinzessin von —, wo er sich, wie ich später erfuhr, der Verzweiflung ganz hingegeben und nicht einen Bissen genossen haben soll. Sobald ihn Beschämung und Zorn fortgejagt, trat der Graf Podewils in's Zimmer der Königin und theilte ihr seine erhaltene Nachricht mit, die noch den nämlichen Abend am Hofe und in der ganzen Stadt

bekannt gemacht wurde. Die Freude war so groß, wie es die Besorgniß gewesen war. Die Einwohner Berlins, gleich den Schiffern, die vom furchtbarsten Sturme geängstigt wurden, erblickten mit Entzücken einen ruhiges Wetter verkündenden, heitern Himmel. Nur noch von Fern rollte der Donner, und bald sollte er gänzlich vor dem sanften, milden Worte des Friedens verstummen.

Schon den andern Tag kam die Bestätigung des Siegs bei Heinersdorf, und rasch folgte eine gute Nachricht der andern. Der König hatte Bautzen genommen und daselbst ein bedeutendes Magazin gefunden, der Herzog Karl von Lothringen zog sich gegen Böhmen zurück, der alte Fürst von Dessau war in Sachsen eingedrungen, in Leipzig hatte ihm der Magistrat die Schlüssel der Stadt entgegengebracht und sich auf Diskretion ergeben. Zuletzt traf der Prinz Heinrich aus Krossen ein, der seine Blattern glücklich überstanden hatte. Die Flüchtlinge kamen in die Hauptstadt zurück, und Alles nahm nach und nach seine vorige Gestalt wieder an.

Einige Tage waren wir ohne nähere Nachricht geblieben; ich speiste bei einer Dame meiner Be-

kanntschaft, die in der Friedrichsstadt wohnt, zu Nacht und fuhr bei guter Zeit nach Hause. Als ich mitten unter den Linden war, sah ich auf einmal den Schein von 50 Fackeln, welche über die Brücke kamen und sich mir zu nähern schienen. Ich hielt dies Anfangs für einen Leichenzug, doch hüpften sonderbarerweise die Fackeln, wie Irrlichter. Ich befahl meinem Kutscher, zuzufahren. Bald vernahm ich den Klang von Posthörnern und sah den Zug vor dem Palais des Markgrafen Heinrich halten, wo ich auch abstieg. Im Palais lief Alles wider einander, und ich erfuhr nur mit Mühe, daß der Marquis von Descouville, Kammerherr der Königin, der den Krieg als Freiwilliger mitgemacht, vom König als Kourier geschickt sei, um die Nachricht von dem vollständigen Siege des Fürsten von Dessau über die Sachsen bei Kesselsdorf nach Berlin zu bringen. Der Marquis war erst um 8 Uhr Abends an das Thor gekommen, und da es dunkel war, hatte er in die Stadt geschickt und 40 Postillone mit eben so vielen Wachsfackeln fordern lassen. Das Oberpostamt erfüllte sogleich seinen Befehl, worauf er sich wieder zu Pferde setzte und seinen Einzug in Begleitung der 40 mit

brennenden Wachsfackeln versehenen Postillone hielt. Das Gerücht von der Ankunft des Marquis hatte sich schnell verbreitet, und in allen Straßen, die er bis zum Schlosse passiren mußte, hatten die Einwohner Lichter in die Fenster gestellt und Feuer vor den Thüren angezündet. Nachdem er den Königinnen, so wie den Prinzen und Prinzessinnen des Hauses die frohe Kunde gebracht, hielt er es für seine Pflicht, auch zu dem Markgrafen Heinrich von Schwedt, als dem Schwiegersohne des Fürsten von Dessau, der den Sieg erfochten, und zur Markgräfin mit seinem ganzen Gefolge zu eilen, und hier traf ich ihn an und erfuhr aus seinem Munde Alles, was ich zu wissen wünschte. Ich stieg wieder in den Wagen, und brachte den hochbeglückten und noch versammelten Herrschaften voll Entzücken meine Glückwünsche.

Den andern Tag kam ein zweiter Kourier mit umständlichern Nachrichten, und der Liste der Todten und Gefangenen. Bald darauf erfuhren wir die Einnahme von Dresden, welches der König von Polen verlassen hatte, um sich nach Prag zu begeben. Endlich erhielt der Graf Podewils Befehl, zum Friedensschluß nach Dresden zu kommen, wo sich der

König, unser Herr, von seinen Strapazen erholen wollte. Er hatte daselbst das Te Deum singen lassen und Befehl zur Aufführung einiger Opern gegeben. Zu den Friedensunterhandlungen waren in Dresden von Oestreichischer Seite der Minister Kaunitz, von Englischer Herr Villiers und von Sächsischer der Herr von Bülau.

Ich enthalte mich, Dir mitzutheilen, was die Zeitungen berichteten; nur noch so viel, daß wir unsern Herrn und König in Kurzem erwarten, und daß unsere Herzen ihm freudig entgegenschlagen.

Dies, lieber Bruder, ist die kurzgefaßte Geschichte unserer Besorgnisse, Errettung und Freude. Möchten doch von jetzt an die Donner des Kriegs wenigstens auf ein Menschenalter verstummen! Leb' wohl!

43.

An Fräulein von S—, in Hamburg.

Berlin, den 1. März 1746.

Gnädiges Fräulein,

Der Herr Baron von Wargotsch hat mir Ihre Verlobung gemeldet, hat mir geschrieben, daß Sie beglücken und glücklich sind; möchten Sie es nur immer in dem Grade bleiben, wie es Ihre Tugenden und Ihr trefflicher Charakter verdienen; möchte die Vorsehung, die Ihnen einen liebenswürdigen Gemahl zuführte, Ihnen in ihm Alles geben, was das Leben beglückt und erhebt! Daß Sie meiner bei dieser Gelegenheit gedachten, hat mich gerührt und erfreut. Auch ich werde nie die in Breslau verlebten Tage vergessen, die zu schön gewesen wären, wenn nicht das Scheitern manches heißen Wunsches daran gemahnt hätte, daß die Seligkeit nicht von dieser Welt ist. — Mich scheint das Geschick jetzt für immer an

den Hof meines Königs gefesselt zu haben, wo jedes eigene Interesse der Erfüllung der Pflicht nachstehen muß. Da Sie indessen, mein gnädiges Fräulein, noch immer so gütigen Antheil an Ihren Berliner Bekannten nehmen und sogar ausdrücklich zu wissen wünschen, wie es uns in den letzten Zeiten ergangen ist, so verfehle ich nicht, Ihnen die öffentlichen Freudenbezeigungen zu schildern, die durch den Frieden und die Rückkunft des Königs veranlaßt wurden.

Sobald der Tag des Einzugs bestimmt war, machte man Anstalt zur Erleuchtung der Stadt und zur Einholung des geliebten Herrschers. Schon am Morgen des ersehnten Tages hörte man das Läuten aller Glocken. Gegen Mittag versammelten sich die Bürgerkompagnien mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen vor den Häusern ihrer Hauptleute, marschirten hierauf an ihre bestimmten Posten und stellten sich in doppelten Reihen vom Stadtthore bis an das große Schloßportal auf. Alle Bürger, deren Offiziere in blauer Uniform waren, trugen ihre besten Kleider, und übereinstimmende Hüte und Waffen. Ganz nahe am Schlosse hielt eine Freikompagnie von jungen Kaufleuten, die den Handelsherrn Fromery

zu ihrem Anführer hatte. Ihre Fahne war weiß, mit einem flammenden Herzen und dem Wahlspruche: **Sic ardet pro rege.** Diese bewaffneten Bürger waren sehr schön. Der Prinz Heinrich war dem Könige bis an den Ort entgegen gefahren, wo er Mittag machen wollte, und wo er so glücklich war, den Helden, den geliebten König und Bruder, im vollkommensten Wohlsein zu umarmen. Man blieb nicht lange bei Tafel; schon um drei Uhr bestieg der König wieder den Reisewagen und fuhr langsam der Stadt zu. Unterdessen hatte sich die vornehme Welt in den Häusern, an welchen der König vorüberfahren mußte, versammelt, und das Volk stand auf der Straße. Nie sah ich so viele Menschen beisammen. Alle Fenster, vom Dach bis zum Erdgeschoß, waren besetzt, die Dachziegel abgenommen und sogar die Dächer voll Zuschauer; auf den Straßen mußte man fürchten, erdrückt zu werden.

Zwei Meilen von Berlin traf der König schon viele seiner Unterthanen, von Sehnsucht getrieben, und die, welche ihm zu Pferde entgegen gekommen waren, um ihn bis zum Schlosse zu begleiten. Der König nahm sie mit Zufriedenheit und Güte auf.

Er saß in einem offenen Wagen mit seinen Brüdern, den Prinzen Wilhelm und Heinrich. Die Menschenmasse erlaubte ihm nur, Schritt zu fahren, doch dies machte den Einzug nur feierlicher, an dessen Spitze sich der General-Postmeister mit hundert blasenden, blau und orange gekleideten Postillonen befand. Diesen folgten die Fleischhauer der Stadt und der Umgegend zu Pferde. Sie waren braun gekleidet, trugen goldbetreßte Hüte und blaue Feldzeichen, und bildeten eine Schwadron, woran sich der Oberjägermeister mit allen Jagdoffizianten und Jägern aus den nächsten Bezirken schloß. Jetzt kam ein Detachement des königlichen Jäger-Regiments und dann eine Schwadron Freiwilliger, dunkelblau uniformirt und prächtig beritten, welche aus den vornehmsten Bürgern Berlins bestand. Diese umgaben den Wagen des Königs. Viele Pagen des Monarchen und der Prinzen folgten zu Pferde, und eine Abtheilung der Garde-du-Korps beschloß den Zug, einer langen Reihe von Kutschen nicht zu gedenken, deren Besitzer dem Könige entgegen gefahren waren. Die Bürgergarde, durch deren Reihen der König fuhr, präsentirte das Gewehr, die Offiziere grüßten mit den

Spontons und den Fahnen, die Trommeln wirbelten und das Volk schrie jubelnd: „Es lebe der König, es lebe Friedrich der Große!“ Frauen und Mädchen bestreuten des Königs Weg mit Blumen, und aus den Fenstern flogen Lorbeerkränze auf den Wagen des Monarchen. Ich habe nie ein rührenderes Schauspiel gesehen. Der Pomp der Höfe, die Feierlichkeiten, die auf Befehl eines Fürsten in's Leben treten, täuschen oft, aber hier war nicht das Geringste angeordnet. Blos Bewunderung und Liebe der Unterthanen hatte Alles eingerichtet, und angestellt. Der König war ernst und bewegt, man las das Gefühl seiner Würde, aber auch das Glück, der Herrscher eines solchen Volks zu sein, auf seinem Gesicht. Er grüßte rechts und links, und rief dem sich zudrängenden Volke mehrere Male zu: „Erdrückt euch nicht, meine Kinder, nehmt euch vor den Pferden in Acht, damit euch kein Unglück begegne!“ Dabei warf er Allen gütige Blicke zu, sprach mit denen, welche ihm nahe kamen, noch besonders und machte dadurch die allgemeine Freude vollkommen.

Ich hatte meinen Prinzen auf einen Balkon des Schlosses gestellt. Als der Wagen des Königs sicht-

bar wurde, führte ich Seine Königliche Hoheit unter das große Schloßportal, doch konnten wir nur mit Mühe dahin kommen, denn die Treppe war zum Ersticken mit Menschen besetzt. Der König umarmte seinen Bruder zärtlich, grüßte uns freundlich und wurde von uns bis in sein Zimmer begleitet. Hierauf feuerten die Bürger drei Mal, und zogen mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen unter die Fenster des Königs.

Es scheint das allgemeine Loos der Sterblichen zu sein, kein Glück ungetrübt schmecken zu dürfen. Dies erfuhr der König; denn kaum hatte er einen Augenblick geruht, als man ihm die Nachricht brachte, daß sein alter Gouverneur, Herr Duhan de Jandun, im Sterben liege. Der König war diesem Greise stets mit dankbarer Liebe ergeben gewesen und wollte ihn noch ein Mal sehen. Um sechs Uhr Abends war die ganze Stadt erleuchtet; der König stieg mit seinen beiden älteren Herren Brüdern in den Wagen, der Prinz Ferdinand fuhr hinterher, und man begab sich zu Herrn Duhan. Dieser wohnte auf dem Werder, in einer Art Sackgasse, die, wie die übrige Stadt hell erleuchtet war. Es war ein rührendes Schau-

spiel, einen Sterbenden im Glanze von tausend Lampen, umgeben von drei Prinzen und einem siegreichen Könige, zu sehen, der unter dem Jauchzen des Volks den mit dem Tode ringenden Biedermann tröstete, seine Schmerzen theilnehmend erforschte, und sich an die Nichtigkeit aller irdischen Pracht und Hoheit erinnerte. Nachdem der Monarch einen herzlichen Abschied von dem armen Duhan genommen, der Tags darauf den letzten Athem aushauchte, stieg er wieder in den Wagen und setzte den Weg durch die in magischem Lichte schimmernde Stadt fort, zu deren Erleuchtung man weder Mühe, noch Aufwand gespart hatte. Sie können sich nicht vorstellen, gnädiges Fräulein, welche Wirkung die Tausende von Lampen in einer Stadt machten, die beinahe schnurgerade Straßen hat und eine der schönsten Europas ist. Verschiedene Bürger ließen, der letzten Ereignisse eingedenk, ihrem Witze, zur Belustigung des großen Haufens, den Zügel schießen. Einer derselben hatte den General Grün, von östreichischen Husaren begleitet, malen lassen. Sie ritten sämmtlich auf Krebsen; in der Ferne erblickte man die Stadt Berlin mit der Devise: „Also ging der General Grün auf Berlin

los." Ein anderer hatte ein transparentes Bild erleuchtet, worauf man viele vier- und zweispännige Equipagen, Kaleschen und Karren sich in raschem Trabe von der Hauptstadt entfernen sah, und mitten darunter einen großen fliehenden Haasen, mit den Worten: „Zur Gesellschaft!"

Der König und sein Hof kehrten erst Abends zehn Uhr auf das Schloß zurück; ich ging in eine Gesellschaft, wo ich für den Abend eingeladen war. Bei'm Eintreten in den Saal, rief mir die Dame des Hauses entgegen: **Ah, enfin vous voila, Mr. de Vivat!** Dieses **Vivat Fridericus Magnus**, befand sich bei der Illumination beinahe an allen Häusern, und man hatte es so oft gerufen und rufen hören, daß es den Lippen zur unwillkürlichen Gewohnheit geworden war.

Die ganze Nacht wurde durchschwärmt, überall war Jubel und Freude, und man wehrte den Bürgern nicht, auf den Straßen ihre Gewehre abzufeuern, welches sie auch bis zum hellen Morgen trieben.

Drei Tage darauf gab der König ein Friedensfest im Opernhause; es bestand in einem Maskenball, wo Jedermann Zutritt hatte. Der Hof und der Adel

wurden an sechs großen Tafeln bewirthet, und jeder Stand fand überall reichlich besetzte Büffets. Das ganze Haus war im Innern mit Wachskerzen, von Außen mit Lampen erleuchtet. Auf dem Opernplatz hatte man einen Tempel des Janus errichtet, dessen Thüren ein römischer Krieger schloß; hinter dem Tempel brannte man ein prächtiges Feuerwerk ab. Der Ball dauerte bis an den Morgen, und die Masken fanden den Wein des Königs vortrefflich. Gegen Mittag ging ich zufällig über den Platz; man hatte eben eine Thür des Opernhauses geöffnet, aus welcher ich zwei weibliche, als Schäferinnen gekleidete Wesen treten sah, die wahrscheinlich, versunken in seligen Genüssen, in einem Winkel eingeschlafen und aus Versehen eingeschlossen worden waren. Bei'm Erwachen hatten sie Lärm gemacht, der Thürhüter kam zu ihrer Erlösung, beging aber die Unhöflichkeit, sie am hellen Mittage in ihren arkadischen Gewändern nachsichtslos auf die Straße zu jagen. Sie wurden sogleich von einer Masse von Volk und Gassenbuben umringt, die sie zischend und schreiend bis zur nächsten Hauptwache, zu der sie ihre Zuflucht nahmen, verfolgten.

So endigten diese für Preußen so schönen Tage, vielleicht auch die schönsten im Leben des Königs. Ach, wären Sie doch hier gewesen, gnädiges Fräulein, Sie würden Ihre Freudenthränen mit den unsrigen vermischt haben. Ein Kranz solcher Perlen wiegt alle Lorbeerkränze der Erde auf. Mit aufrichtigster Verehrung 2c.

58.

An den Herrn von M—, in Hannover.

Potsdam, den 20. Mai 1746.

Endlich, mein Freund, habe ich erreicht, was ich sechs Jahre lang suchte. Ich wünschte mir nämlich eine Lage, die mir täglichen Zutritt zum Könige gewährte. Glauben Sie nicht, daß Eitelkeit und Stolz mich dem Throne entgegen trieben, in dessen Nähe

oft Donnerstrahlen aus heiterm Himmel herabfallen. Nein, blos das Verlangen, mich zu vervollkommnen, war die Triebfeder meines Strebens. Ich wollte mich dem Staatsdienst weihen und war überzeugt, daß man die Kunst, zu regieren, nicht besser, als unter den Augen des größten Staatsmannes der Welt, in der Nähe des erleuchtetesten Monarchen lernen könne. Der König ist mein Orakel, ein Orakel, das höher steht, als irgend eins der Vorzeit, denn seine Aussprüche ertönen nicht unter dem furchtbaren Kreisen der Natur. Ich eile mit Entzücken zu ihm, wenn er mich rufen läßt, und dies geschieht nicht selten.

Seitdem der Frieden zu Dresden dem Lande die Ruhe schenkte, wohnt der König in Potsdam, wo er sein Volk im Schooße ländlicher Zurückgezogenheit regiert und die Mußestunden den Wissenschaften weiht. Brüderliche Liebe hat die Prinzen Heinrich und Ferdinand zu ihm gezogen. Nur ganz kürzlich erhielt der Letztere Befehl, mit seinem Hofstaate Berlin zu verlassen und einige Zimmer im Schlosse zu Potsdam zu beziehen. Der Prinz gehorchte mit Freuden und gab den Tag vor unserer Abreise noch ein prächtiges Fest. Wir kamen in Potsdam an, doch muß ich Ih-

nen gestehen, daß mich der erste Empfang des Königs keineswegs erfreute, und ich begreife noch bis diesen Augenblick den Grund seiner scheinbaren Ungnade nicht. Doch nach einigen Tagen sprach er mit mir, und seit dieser Zeit hat er nicht aufgehört, mir Beweise seiner Huld zu geben. Oft muß ich ihm vorlesen, oder ich werde zum Konzert geladen, oder speise Abends bei ihm im kleinen Zirkel. So groß diese Ehre ist, so ist doch das Vergnügen, den König und die geistreichen Personen, die seine Gesellschaft ausmachen, sprechen zu hören, noch größer. Ich glaube nicht, daß in ganz Europa ein gediegenerer Kreis, als an dieser Tafel, zu finden sei. Hier setzt Friedrich den Monarchen ganz bei Seite, er ist froh und liebenswürdig mit den Fröhlichen und Witzigen, und wir legen sämmtlich den Schleier ab, mit dem sich die Hofleute gewöhnlich in Gegenwart des Herrschers bedecken. Die Herzen öffnen sich wechselweis, und der Geist wird durch keine Fessel gelähmt. Oft glaubt der König nur eine Stunde an der Tafel gewesen zu sein, wenn er zu seiner Verwunderung zwei Uhr nach Mitternacht schlagen hört.

So verfließen unsere Tage heiter und ruhig;

möchte sie doch kein Wechsel trüben, und möchte die Vorsehung besonders die Gesundheit und Tage des Königs beschützen!

59.

An Denselben.

Potsdam, den 15. September 1747.

Ihre Vorwürfe thun mir weh, da sie gerecht zu sein scheinen. Es ist wahr, ich habe in funfzehn Monaten nicht an Sie geschrieben; doch glauben Sie nicht, daß ich selbst in der glänzenden Nähe Friedrichs Den vergaß, der mir stets so herzliche Beweise von Freundschaft gab. Der König überhäufte mich seit längerer Zeit mit Gnade und Vertrauen, aus diesem Grunde glaubte ich, um mich sogar vom kleinsten Verdachte frei zu erhalten, meinen Briefwechsel nach dem Auslande wenigstens einschränken zu müssen. Sie wissen, daß der König im eigentlichen Sinne Regent ist; in Potsdam vereinigen sich

alle Zweige der Regierung, doch habe ich meine Augen für alle Beobachtungen geschlossen und bin blos bemüht, meinem Herrn zu gefallen und die Staatskunst im Großen zu erlernen, ohne die einzelnen Gegenstände zu beachten. Meine Feder gehört einzig dem Unterrichte meines Prinzen an, und ich versage mir sogar den Genuß, einem Freunde zu schreiben. Der König ist so gnädig gegen mich, daß er mich an seinen Vergnügungen Theil nehmen läßt und mir erlaubt hat, ihn auf Reisen zu begleiten. Sie sehen, daß mir unter diesen Umständen auch nur wenig Zeit zum Briefwechsel bleiben würde. Wir haben einen Theil der beiden letzten Sommer abwechselnd in Sanssouci, Charlottenburg, Oranienburg und Rheinsberg zugebracht. Die Königinnen, die Prinzen und Prinzessinnen, und der größte Theil des Hofstaats nahmen an diesen Landpartien Theil. Alles war auf das Bequemste und Angenehmste eingerichtet, überall prächtige Gärten, Bälle, Illuminationen, Feuerwerke und eine königliche Tafel. Der König ist immer heiter und der Schöpfer unserer Freuden. In Rheinsberg gaben wir das Trauerspiel Britannikus; ich machte den Nero, die andern Rollen waren nur

mit Prinzen besetzt; die Prinzessin Amalia spielte die Agrippina vortrefflich.

Bald hätte ich vergessen, Ihnen zu erzählen, daß unsere Vergnügungen vorigen Sommer durch ein Unglück, wovon Sie vielleicht hörten, plötzlich gestört wurden. Der König hatte die Königinnen auf einige Tage nach Charlottenburg geladen und den ganzen Hof vereinigt, so daß wir, mit Inbegriff der Dienerschaft, 280 Personen waren. Jeder Tag sollte ein Fest sein. Am dritten war französisches Theater und Abends große Tafel gewesen, nach welcher die junge Königin nach Berlin zurückfuhr und, den andern Tag bei guter Zeit wieder in Charlottenburg zu sein, versprach. Eine so allgemeine Heiterkeit belebte die Gesellschaft, daß wir Ihre Majestät und ihre Damen in vollem Lachen bis an die Kutschen begleiteten, worauf Jeder in sein Zimmer ging. Aber kurz nach zwei Uhr am Morgen erweckte mich der Trompetenstoß der Garde-du-Korps, deren Hauptwache sich am Eingange des Schlosses befindet. Ich lief an's Fenster; da aber Alles still war, glaubte ich die Reveille gehört zu haben und legte mich wieder nieder. Doch beinahe in demselben Augenblick schlug der Prinz

Ferdinand heftig an meine Thür, mit dem Ruf: „Stehen Sie geschwind auf, das Schloß brennt, und die Königin Mutter und meine Schwester Amalia sind in Gefahr!" Ich warf meinen Schlafrock über, wir drangen in das Schlafzimmer der Prinzessin, waren ihr beim Ankleiden behülflich und brachten sie in Sicherheit. Im Schloßhof sahen wir eine tragikomische Scene. Die königliche Frau Mutter wurde von zwei Soldaten in einer Sänfte getragen; auf einer Seite derselben ging der Lieutenant Pannewitz, völlig gekleidet, auf der andern der Baron Pöllnitz in Schlafrock, Pantoffeln und der Nachtmütze. Viele Bediente folgten. Ungeachtet meines Schrecks mußte ich doch über diesen Aufzug laut lachen, bei dem mir Racines Worte einfielen: „**Moi, la fille, femme et soeur de votre maître!**"

Jetzt erst betrachtete ich das Schauspiel um mich her, welches dem Auferstehungstage glich. Die Flammen schlugen durch die Schloßfenster, die Alles versammelnde Trompete tönte fort, alle Thüren öffneten sich, von allen Seiten sah man halb bekleidete Männer und Frauen wie aus der Erde heraufsteigen. Hier erblickte man eine Hofdame im leichtesten Ge-

wande und baarfuß, dort einen Kavalier im Schlafrocke ꝛc.; kurz, es giebt vielleicht keine sonderbare Zusammenstellung des Anzugs und der Art, ihn anzulegen, die in diesem Augenblick nicht zum Vorschein gekommen wäre. Entsetzen lag auf jedem Gesichte. Jeder schrie nach seinen Leuten, die ängstlich wider einander liefen, um die Habseligkeit ihrer Herrschaft zu retten. Ich selbst war in großer Verlegenheit; ich befand mich mitten unter den hohen Herrschaften und mußte aus meinem Schnupftuche einen Gürtel zur Befestigung meines Schlafrocks machen, da von meinen Sachen, die meine Leute sämmtlich in Sicherheit gebracht hatten, nichts zu erreichen war. Wir brachten endlich die Königin, die Prinzessinnen und Damen in den Saal am äußersten Ende des neuerbauten Schloßflügels, dann liefen wir zum Audienz-Zimmer der verwittweten Königin, wo das Feuer ausgebrochen war, und welches an ihr Schlafzimmer stieß. Die Flammen hatten so um sich gegriffen, daß das ganze Schloß in Gefahr war. Ich rannte zur Kapelle, um zu sehen, ob sie nicht zu retten sei, denn sie ist eine der schönsten in Europa, mit einem Deckengemälde von der Hand eines berühmten Meisters.

Ich erreichte auch wirklich meinen Zweck. Auf dem Weg dahin sah ich den König, der ruhig auf der Terrasse spazieren ging. „Es ist ein Unglück", sagte „er, „doch werden die Handwerker in Berlin etwas „dabei verdienen; wenn nur Niemand zu Schaden „kommt."

Die Stadt Charlottenburg selbst konnte nur schwachen Beistand leisten, doch hatte man in Berlin und Spandau das Feuer gesehen, und da man die ganze königliche Familie in Gefahr glaubte, ließen die Kommandanten beider Städte Lärm schlagen, und bald kam Hülfe von allen Seiten. Die große Allee zwischen Berlin und Charlottenburg wimmelte von Menschen. Der Markgraf Karl kam in Begleitung der Spritzen, und gegen 7 Uhr Morgens war das Feuer bewältigt, und Jeder fing an, sich nach seinen Sachen und einem Frühstück umzusehen.

Drei bis vier Zimmer des Schlosses waren ausgebrannt, man schätzte den Schaden auf 25,000 Thaler. Der König befahl unserm Knobelsdorf, Alles wieder auf's Genauste, wie vor dem Brande, herstellen zu lassen. Der Hof speiste noch in Charlottenburg zu Mittag, ging aber nach der Tafel auseinander.

Die Königinnen fuhren nach Berlin und wir nach Potsdam. Acht Tage nachher versammelte man sich wieder in Oranienburg bei dem Prinzen Wilhelm, wo die Lustbarkeiten den Vergnügungen in Rheinsberg glichen.

Ich wollte Ihnen, lieber Freund, von den Reisen erzählen, die ich im Gefolge des Königs machte, allein es muß ein ander Mal geschehen. Man ruft mich eben zu einer Fahrt nach Sanssouci ab, und mir bleibt nur noch die Zeit, Ihnen zu sagen, wie sehr ich bin ꝛc.

60.

An Denselben.

Potsdam, den 10. Oktober 1747.

Ich habe Ihnen, theurer Freund, eine Erzählung meiner Reisen mit dem Könige versprochen, die ich Ihnen hier ohne alle weitere Einleitung gebe. Ich hatte die Ehre, dem Monarchen zwei Jahre hinter

einander nach Schlesien und Stettin zu folgen, wo er die Truppen musterte und auch den Civilstand kontrollirte. Die Reisen der regierenden Herren in die Provinzen können eben so viel Nachtheil, als Segen bringen. Wenn sich der Fürst mit einem zahlreichen Gefolge umgiebt, und nur seine Neugier befriedigen oder seine Pracht sehen lassen will, so sind die Pferde, welche auf jeder Station bereit stehen müssen, die Kosten, die sich Obrigkeiten und Bürger machen, die Zerstreuung des Volks, die Unterbrechung seiner Geschäfte und die dargebrachten Geschenke, Dinge, die das Land drücken. Reist er aber mit kleinem Gefolge, nimmt er alle Bittschriften gnädig an, untersucht er die Klagen, indem er die Behörden vor seinen Richterstuhl fordert, so gleicht seine Gegenwart der Sonne im höchsten Sommer, welche auf kurze Zeit auch die dunkelsten und verborgensten Stellen erreicht. Ich bin Augenzeuge gewesen, wie viel der König that, um gerecht zu sein. Bei der entsetzlichsten Hitze fuhr er mit Blitzesschnelle, musterte unterwegs die Regimenter und hielt sich in den Städten nur so lange auf, wie es nöthig war, alles einem Regenten Wichtige zu sehen; doch hatten die

Strapazen, die ich theilen mußte, manches Angenehme für mich. Der Adel, die Jagdoffizianten der Kreise, die Einwohner, welche etwas zu suchen haben, die Bauern, die die Pferde stellen müssen, Alles dies wartet auf jeder Station, man sieht unaufhörlich andere Gesichter und einen veränderten Schauplatz. Ueberall werden Früchte, Erfrischungen und dergleichen angeboten, Jeder sucht sich nützlich und angenehm zu machen. In den Städten versammeln sich die Präsidenten und königlichen Räthe, die Offiziere, Magistratspersonen und vornehmsten Bürger. Man macht neue Bekanntschaften oder erneut die alten. Wer zum Gefolge eines Königs gehört, ist überall willkommen, und Bälle und Vergnügungen werden veranstaltet, es zu beweisen. Sie glauben nicht, welch' ein schönes Land Schlesien ist, und wie herrlich und üppig das Herzogthum Magdeburg, und die Stadt und die Umgegenden Stettins blühen. Ich weiß nicht, welchem dieser Länder ich den Vorzug geben soll. Sie sind ungemein bevölkert und haben sämmtlich ihre eigenthümlichen Schönheiten. Schlesien ist mit Städten, Dörfern, Schlössern und Klöstern übersäet, seine Manufakturen sind in Flor, die

Oder und andere Flüsse begünstigen seinen Handel. Magdeburg war ein Erzbisthum, und die Kirche hat von jeher ihren Sitz in den lachendsten Gefilden aufgeschlagen. Die Umgegend Magdeburgs und der Saalkreis gehören vielleicht zu den fruchtbarsten Gegenden Deutschlands. Stettin ist seines Handels und seiner Schifffahrt wegen interessant, der pommersche Adel versammelt sich in Masse in dieser Stadt, deren Einwohner heiter, artig und gesellig sind. Auf unserer letzten Reise nach Stettin ernannte mich der König zum Oberaufseher der Universitäten Halle, Frankfurt a. d. O., Königsberg, Duisburg und Lingen, und bei unserer Rückkehr nach Berlin zum Direktor des dortigen Hospitals, und in Abwesenheit des Herrn von Sweerts zum Intendanten der königlichen Schauspiele. Außerdem unterrichte ich meinen Prinzen noch täglich, so daß ich, wie Sie, mein Freund, sehen, vollkommen zu thun habe.

In diesen Tagen muß ich zufolge meines Amtes nach Halle reisen. Dort hoffe ich die junge Dame wieder zu sehen, der ich schon vor fünf Jahren meine Hand anbot, und die noch nicht verheirathet ist. Vielleicht wird der Oberaufseher günstiger aufgenommen,

als es einst der Hofkavalier wurde; vielleicht läßt sich das zerrissene Band wieder anknüpfen, denn man muß, unter uns gesagt, seinen Vortheil wahrnehmen und seinem Schicksal einen festen Grund zu geben suchen. Sie, mein Freund, der Sie immer so gütigen Antheil an mir nahmen, sollen bald wieder von mir hören.

61.

An den General-Lieutenant, Grafen R., in Potsdam.

Halle, den 14. Februar 1748.

Euer Exzellenz gaben mir stets so viele Beweise von Freundschaft und Güte, daß ich sehr undankbar sein würde, wenn ich nicht eilte, Ihnen von einer wichtigen Wendung meines Schicksals Nachricht zu geben. Seit einigen Tagen bin ich mit Fräulein von Reich verlobt. Ich mache Ihnen keine Schilderung dieser jungen Dame; der Brautstand ist eine Zeit des

Schwindels, in welchem man leicht die Gegenstände anders sieht, als sie sind. Dankbarkeit und Eigenliebe blenden, und Jeder, der aus eigenem Antriebe eine Heirath schließt, wird seine Braut stets in das freundlichste Licht stellen.

Doch ist die Ehe ganz dazu geeignet, den Firniß abzuschleifen. Die Larve fällt, die Schönheit vergeht, und die Gattin bleibt. Eine Braut ist manchen Verwandlungen unterworfen. Sie ist in den Augen des jungen Gemahls eine schöne Raupe, geziert mit glänzenden Farben; doch bald wird sie zur todten, leblosen Puppe und endlich zum Schmetterling, der, ohne sich um seine vorige Gestalt zu kümmern, davonfliegt. Um dies letzte Unglück zu vermeiden, habe ich auf das Gründliche gesehen, welches bleibt, wenn alle andern Vorzüge verschwinden. Fräulein von Reich hat, wie ich sie beurtheile, einen sehr guten Charakter, außerdem besitzt sie ein großes Vermögen, das mich entschädigen wird, wenn ich vielleicht später bemerke, daß ich mich in Hinsicht des ersten täuschte. In diesem Augenblick bin ich glücklich in der Liebe eines tugendhaften Mädchens, welche doch etwas ganz Anderes ist, als die Liebe einer Kokette.

Ich habe den König um den Konsens zu meiner Heirath gebeten. Seine Majestät haben ihn mir nicht nur gegeben, sondern mich auch zum Baron gemacht und mir das Diplom zu übersenden geruht. Da meine Verbindung erst nach der nächsten Leipziger Messe stattfinden kann, in welcher meine Braut Kapitale in Empfang zu nehmen und Geldangelegenheiten zu besorgen hat, so werde ich vorher noch nach Potsdam kommen, um meinem Könige zu danken. Ich hoffe also, auch Euer Exzellenz nächstens mündlich zu sagen, wie sehr ich bin 2c.

62.

An Se. Königliche Hoheit, den Prinzen Ferdinand, zu Potsdam.

Halle, den 12. Mai 1748.

Gnädigster Herr,

Eure Königliche Hoheit haben einen Führer, den Sie mit Ihrem Vertrauen beehrten, und einen Die-

ner zu verlieren geglaubt, der Ihnen mehr aus Neigung, als aus Pflicht ergeben ist. Ja, gnädiger Herr, ich meinte in Leipzig zu sterben, wohin ich von Halle gereist war, um den Hof des Königs von Polen und das Treiben der Messe zu sehen. Der König sowohl, als der Kurprinz, die Kurprinzessin, der Graf Brühl und Alles, was dem Hof angehört, haben mich gnädig und gütig empfangen, doch genoß ich diese Ehre nur kurze Zeit, da ich nach wenigen Tagen ein Fieber bekam, dessen Vorboten ich schon längst gefühlt hatte. Jetzt bin ich außer Gefahr und so weit hergestellt, um nach Halle zurückreisen zu können, doch bin ich noch sehr schwach und erhole mich langsam; es kann also leicht noch ein Monat vergehen, ehe ich die Ehre haben werde, Eurer Königlichen Hoheit in Berlin oder Potsdam aufzuwarten. Der Brief, den Sie, gnädiger Herr, mir zu schreiben geruhten, gereicht sowohl Ihrem Geist, als Herzen zur Ehre. Er machte mir eine so große Freude, daß ich ihm zum Theil meine Genesung verdanke. Daß Sie mich vermissen und sich auch in meiner Abwesenheit nützlich zu beschäftigen wünschen, hat mich sehr gerührt. Die verlangten Sätze, um sie nach den Re-

geln der Rhetorik zu bearbeiten, finden Eure Königliche Hoheit als Beilage. —

63.

An meine Schwester, Frau von Brömbster, in Lübeck.

Potsdam, den 1. Juli 1743.

Endlich, liebe Schwester, bin auch ich verheirathet und eben so kanonisch, wie Du, obgleich Du die Gemahlin eines dicken Kanonikus des kaiserlichen Hochstifts Lübeck bist. Ich blieb noch drei Wochen nach meiner Hochzeit in Halle, dann reisten wir nach Berlin, wo ich meine Frau in der hübschen Wohnung, die man für uns eingerichtet hatte, und unter der Obhut von zwei Damen, welche mit uns dasselbe Haus bewohnen und meine Beschützerinnen sind, zurückgelassen habe. Ich hatte nichts Eiligeres zu thun,

als nach Potsdam zu reisen und dem Könige aufzuwarten. Er nahm meine Huldigungen gnädig an und überschüttete mich mit neuen Wohlthaten. Oft habe ich zwei Mal täglich die Ehre, mit Sr. Majestät in Sanssouci zu speisen, und soll Dieselben diesen Sommer auf allen Reisen begleiten. Auf diese Art kann meine Ehe nie so einförmig werden, wie das Leben von zwei Turteltauben in einem Bauer, und meine Frau wird in meinen Augen immer den Reiz der Neuheit behalten. Gegen den Herbst hoffe ich indessen doch einige Wochen in Berlin bleiben zu können, und daselbst ein prächtiges Haus in der Wilhelmsstraße zu beziehen, welches ich gekauft habe. Es wurde bis jetzt vom russischen Gesandten, dem Grafen Kaiserling, bewohnt. Dies schöne Haus ist beinah neu. An das Hauptgebäude stoßen zwei Flügel, an deren Enden sich Pavillons befinden. Es besteht aus vier Höfen von verschiedener Größe, einem Pferdestall für 20 Pferde, Wagenschoppen, gewölbten Kellern und 40 hohen, geräumigen und regelmäßigen Zimmern. Der große Garten ist mit einer Mauer von Backsteinen eingefaßt. Er stößt an den Thiergarten, ist aber noch nicht urbar gemacht und gleicht

einer ungeheuern Sandgrube. Ich lasse ihn ebenen und das Erdreich verbessern. Ein Plan zu seiner Anlage ist fertig, und künftigen Oktober denke ich damit im Stande zu sein.

Verzeihe, liebe Schwester, daß ich Dich von solchen häuslichen Angelegenheiten unterhalte; im Vertrauen auf Deine Freundschaft hoffe ich, Dich nicht damit gelangweilt zu haben. Ein ander Mal werde ich, wo möglich, von wichtigern Dingen sprechen.

Grüße Deinen Mann herzlich von mir. Sobald meine Wohnung fertig ist, werde ich Euch nach Berlin laden, damit Ihr einige Zeit unter meinem Dache zubringet.

64.

An meine Schwester, die Baronin Manteufel, in Leuwarden.

Berlin, den 20. März 1749.

Liebe Schwester,

Die Mädchen und Knaben einer Familie gleichen den thönernen Geschirren in einer Töpferbude.

Das Schicksal bestimmt, in welche Hände sie gerathen, und wozu sie benutzt werden sollen. Wer hätte wohl gedacht, liebe Sophie, daß Du einen Offizier heirathen und mit ihm nach Holland ziehen würdest? Alle Welt sagt, Du habest eine sehr vortheilhafte Wahl getroffen, da Dein Gatte ein Mann von Verdienst und außerdem der Neffe des königlich polnischen Staatsministers, Grafen von Manteufel, ist, der zu Leipzig wohnt und ein großer Beschützer der Wissenschaften ist. Dein Mann ist jung, einnehmend und hat bedeutende Güter in Polen: dies Alles, liebe Schwester, sind wesentliche Vorzüge, die es wohl verdienen, daß man ihretwegen Familie und Vaterland verläßt. Aller Wahrscheinlichkeit nach hast Du ein gutes Loos gezogen, und ich wünsche Dir aus der Fülle des Herzens Glück dazu.

Du weißt, daß ich drei Jahre meiner ersten Jugend in Leyden zubrachte; ich lernte die Sprache sehr bald, und die Sitten, die Denkungs- und Vergnügungsart der Holländer haben sich mir tief eingeprägt. Es würde mir sehr gut bei ihnen gefallen. Der Haag, Utrecht und selbst Leuwarden, wo der Prinz von Oranien seinen Hof hielt, waren mir sehr

angenehme Aufenthaltsörter. Ich denke, es wird Dir dort ebenfalls behagen, denn Dein sanftes Wesen paßt recht gut zu dem Phlegma der Bewohner dieses wasserreichen Landes.

Gieb mir, so oft Du kannst, Nachricht von Dir. Du weißt, wie ich Dich liebe. Meine Frau umarmt Dich.

65.

An den Herrn von Stüven, in Braunschweig.

Breitenhain, den 5. Septbr. 1750.

Sie wußten also nicht, lieber Stüven, daß ich beinahe den ganzen Sommer im Sachsen-Altenburgischen, auf einem Landgute, welches der Frau von S—, einer Schwester meiner Frau, gehört, zugebracht habe? Eben empfange ich Ihren lieben Brief, der nach Berlin adressirt ist. Ich habe hier viel zu thun gefunden und jetzt einen Prozeß glücklich zu

Ende gebracht, der mich in Besitz der schönen Güter Treben und Hasselbach setzt. Diese Güter sind einträglich und reizend gelegen, aber das Schloß und alle Nebengebäude in so schlechtem Zustande, daß die Ausbesserung und Einrichtung derselben noch viel Zeit und Mühe kosten wird.

Kaum hatte ich das Nöthigste etwas in Ordnung gebracht, als mich meine Frau mit einer Tochter beschenkte, die man allerliebst findet, und die in meinen Augen ein wahres Wunderkind ist. Bald darauf erfuhr ich, daß der Sachsen-Gothaische Hof zum Landtage in Altenburg angekommen sei, welcher alle vier Jahre daselbst gehalten wird. Als ein neuer Vasall hielt ich es für meine Pflicht, nach dem nur drei Meilen von Breitenhain entfernten Altenburg zu gehen. Dies hat mich nicht gereut, denn die Herzogin, eine der geistreichsten und ausgezeichnetsten Fürstinnen, empfing mich gnädig, und der Herzog belieh mich mit meinen neuen Gütern in bester Form. Ich habe auch dem Erbprinzen aufgewartet, der, kürzlich von Paris zurückgekehrt, mit vielem Nutzen gereist ist, so wie dem minderjährigen Herzog von Weimar, der am Gothaischen Hofe erzogen wird.

Bis Anfang November denke ich noch in Breitenhain zu bleiben, um von hier aus in Treben das Nothwendigste zu besorgen.

Sie wünschen durch mich von dem berühmten in Berlin gehaltenen Karroussel zu hören, ich habe aber zu meinem Bedauern nichts davon gesehen. Man kann nicht überall sein, und im Altenburgischen hielten mich Geschäfte von zu großer Wichtigkeit fest. Ich will Ihnen indeß mittheilen, was man mir von diesem glänzenden Feste berichtete, zu dem der Paradeplatz oder sogenannte Lustgarten mit Pracht und Geschmack eingerichtet war. Am Eingang befand sich eine Tribüne für den König, die königliche Familie und den Hofstaat, und gleich darunter eine kleinere für die Turnierrichter und die Prinzessin Amalia, welche die Preise vertheilte. Auf beiden Seiten der Tribüne hatte man Amphitheater für die Zuschauer angebracht, und den ganzen Platz mit vielen tausend Lampen von allen Farben erleuchtet. Die Ritter, an deren Spitze sich die Prinzen Wilhelm, Heinrich und Ferdinand, und der Markgraf Karl befanden, waren in vier Quadrillen vertheilt, wovon die erste aus Römern, die zweite aus Karthagern,

die dritte aus Griechen und die vierte aus Persern bestand. Eine Menge Diener mit Handpferden im Kostüm der genannten Nationen, so wie ein Musikchor, zog vor den Anführern her, wovon jeder 16 Ritter in seinem Gefolge hatte. Man behauptet, nie eine schönere Pracht gesehen zu haben. Prinzen, Ritter und Diener strotzten von Gold, Silber und Edelsteinen. Der ganze Zug hatte sich in der Breitenstraße, vor den königlichen Marställen, versammelt und zog bei Fackelschein am Schlosse, an der Stechbahn und der Schloßfreiheit vorüber, zu dem bestimmten Platz. Auf ein gegebenes Zeichen kämpften sowohl Anführer, als Ritter um den Preis, und suchten mit ihren Lanzen die Ringe und die ausgestellten Türkenköpfe zu fassen. Drei Marschälle, die Herren von Schwerin, Kalkstein, Keith, und der Staatsminister von Arnim waren die Turnierrichter, und erkannten die Preise zu, die die Prinzessin Amalia vertheilte. Sie soll an diesem Tage blendend schön gewesen sein. „Ihr Kleid von Silberstoff, mit Diamanten besetzt," schreibt mein Berichterstatter, „erhöhte ihre Reize so, daß man in Versuchung kam, sie für ein überirdisches Wesen zu halten. Acht in

Silbermoor gekleidete Hofdamen standen ihr zur Seite. Voltaire war so von diesem Feste entzückt, daß er gleich auf der Stelle sehr hübsche Verse verfertigte und sie der Prinzessin überreichte."

„Der König selbst," fährt mein Korrespondent fort, „fand dies Schauspiel so einzig schön, daß er befahl, es Tags darauf zu wiederholen, um zu sehen, welchen Eindruck es bei'm Lichte der Sonne machen würde. Die Prinzen und Ritter verstanden sich mit Vergnügen dazu, und das Publikum wußte nicht, ob es dem Tage oder der Nacht den Preis zuerkennen sollte.

In diesem Augenblick bringt man mir einen Brief, der ein gedrucktes Programm des Festes enthält. Ich schicke es Ihnen, mein lieber Stüven; Pöllnitz ist der Verfasser davon, und in seiner Beschreibung werden Sie mehr Vergnügen finden, als in der meinigen.

Grüßen Sie meine Schwester herzlich, und kommen Sie zu uns, wenn Sie den in einen Landmann verwandelten Hofkavalier sehen wollen

---

66.

An den Grafen von A—, zu D.

Berlin, den — Mai 1751.

Der verstorbene Desmaizeaux, der beinahe alle berühmten Männer aus dem Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten persönlich gekannt hatte, erzählte mir einst mit Vergnügen, welche Eintracht unter ihnen geherrscht habe, und daß Peter und Thomas Corneille, Racine, Chapelle, Molière, la Fontaine, la Brüyère und noch einige Andere, einen Bund unter sich geschlossen hätten, der auf gegenseitige Bewunderung gegründet gewesen sei. Sie speisten wöchentlich ein Mal zusammen, und es wäre vielleicht mehr der Mühe werth gewesen, ihre Unterhaltungen aufzuzeichnen, als die der 7 Weisen Griechenlands, wovon uns Plutarch erzählt, oder die Tischreden Luthers. Molière, der einer der heitersten der Gesellschaft war, bewirthete seine Freunde oft in einem Landhause, am Ufer der Seine. Einst war er Abends so müde, daß er sein Amt als Wirth dem Herrn Chapelle übergab

und sich bei guter Zeit zur Ruhe legte. Chapelle, der seinem Posten mit Gewissenhaftigkeit vorstellen wollte, sparte den Champagner nicht. Bald entrückte das geistige Getränk die großen Geister der Körperwelt gänzlich, und das Streben nach Unsterblichkeit war der einzige Gegenstand der Unterhaltung. Einer der Gäste wußte seinen Freunden die Werthlosigkeit des Lebens im höchsten Grade anschaulich zu machen. „Was meinen Sie, meine Herren," rief er, „wenn wir uns sämmtlich in die Seine stürzten, so könnte uns die Unsterblichkeit gewiß nicht fehlen!" Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und man beschloß, in den Garten zu gehen und die seltensten Männer des Jahrhunderts den Fluthen zu opfern. Die Sache war voller Ernst und würde stattgefunden haben, wenn nicht ein alter, einfältiger, aber nüchterner Bedienter den großen Männern das Leben gerettet hätte. Er hatte Alles gehört und weckte augenblicklich seinen Herrn, um ihn davon in Kenntniß zu setzen. Molière ging in den Speisesaal hinunter, wo er sogleich von seinen Gästen eingeladen wurde, die Unsterblichkeit durch freiwilliges Abwaschen des Irdischen mit ihnen zu theilen. Er hütete sich

wohl, ihnen zu widersprechen; im Gegentheil trat er ihrer Meinung bei, doch meinte er, der Entschluß würde nur dann die erwartete Wirkung hervorbringen, wenn man ihn den folgenden Morgen ausführte, da er sonst zum Theil auf Rechnung des Weins gesetzt werden könnte. Der gelehrte Klubb sah dies ein und legte sich mit dem Vorsatz nieder, sich morgen unter den Wellen der Seine zu betten. Doch Tags darauf hatte man andere Ansichten über die Unsterblichkeit, und es war nicht weiter die Rede davon.

Ich theile Ihnen, Herr Graf, diese Anekdote blos als einen Beweis mit, in welchem guten Einverständniß die Gelehrten unter Ludwig XIV. lebten. Sie unterstützten und bewunderten sich einander. Es ist wahr, daß Boileau und la Brüyère einige Schriftsteller angriffen, aber diese verdienten nichts Besseres; das Unkraut mußte ausgejätet werden. Wie anders ist es jetzt! Man kritisirt, um zu schaden, und der ausgezeichnetste Gelehrte muß zittern, etwas herauszugeben. Journalschreiber, die oft nicht werth sind, dem, welchen sie anfallen, die Schuhriemen zu lösen, schaden demumgeachtet nicht selten. Oft lese ich:

„Dies oder jenes Werk ist ohne Witz, ohne allen Geschmack ꝛc.“ Wer ist denn aber der große Mann, der dies Urtheil spricht? Vielleicht ein Zwerg, der irgendwo im Dunkel einer Dachkammer lebt und in seiner Finsterniß ein elendes kritisches Blatt schreibt. Doch verachte ich nicht alle Journalisten, es giebt einsichtsvolle Leute unter ihnen, und nur den Mißbrauch wollte ich rügen.

Was mir jetzt aber besonders mißfällt, sind die Zänkereien unserer Gelehrten untereinander, im Angesicht von ganz Europa. Sie schießen in Gift getauchte Pfeile auf sich ab, und der, welcher am schmerzlichsten verwundet, hat gewiß jedes Mal Unrecht. Sie, Herr Graf, haben übrigens keine bittere Kritik Ihres Werkes zu fürchten. Sie leben mit allen Gelehrten unserer Tage in gutem Vernehmen, was Sie herausgeben, ist gut und schön geschrieben, und Sie begegnen jedem hinterlistigen Angriffe mit verdienter Verachtung. Wer dies nicht thut, setzt sich selbst herab. Lassen Sie uns zusammenhalten, Herr Graf, um, wo möglich, unter allen unsern gelehrten Freunden das goldene Zeitalter der Einigkeit wieder herzustellen. Wenn Ihnen m e i n Urtheil etwas gilt, so sage

ich Ihnen, daß ich Ihre Geistesprodukte nur bewundere, und nie aufhören werde zu sein ꝛc.

67.

An Frau von S—, zu Breitenhain.

Berlin, den 1. Juli 1752.

Ich bin ganz matt und kraftlos von langem Schwärmen; erlauben Sie mir also, meine Gnädige, mich zu meiner Erholung wieder auf acht oder vierzehn Tage in Breitenhain einzuquartieren. Während der Vermählungsfestlichkeiten des Prinzen Heinrich mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Kassel, Tochter des Prinzen Maximilian, war die Hitze entsetzlich, und ich bin noch zu sehr davon angegriffen, um diese Festlichkeiten nach Ihrem Wunsche schildern zu können. Ich mache Ihnen heute also nur eine oberflächliche Beschreibung und verspare mir das Weitläuftigere bis auf Wiedersehen.

Sie wissen, welch' inniges Familienband den König an sein ganzes Haus knüpft; auch hörten Sie gewiß, daß der Prinz Heinrich, als er vor einigen Monaten nach dem Reich reiste, in Kassel einsprach und mit Cäsar hätte ausrufen können: „Ich kam, sah und siegte." Doch hat Se. Hoheit, im Vorbeigehen gesagt, noch manches Andere mit diesem Helden gemein. Nach vollzogener Verlobung kam der Prinz nach Berlin zurück, wo er das Aeußere seiner Braut nicht besonders vortheilhaft schilderte. Der König, welcher wegen der Prinzessin im Reinen sein wollte, ließ heimlich ihr Portrait aus Kassel kommen. Es schien, als habe der Prinz mit dem Maler Abrede genommen: das Bild war beinahe häßlich. Nach einigen Tagen schenkte es der König dem Prinzen, der es auf seinen Tisch stellte. Kurz darauf kommt der Prinz Wilhelm, welcher Kenner und sogar Maler ist, zu seinem Herrn Bruder und fragt, was er da für ein Bild habe. — „Ein Phantasiestück, mein Bruder." — „Da haben Sie sich etwas recht Häßliches ausgesucht," antwortet der Prinz, und man spricht von andern Dingen. Nach einigen Tagen wiederholt er seinen Besuch. — „Der König hat mir

gesagt, Sie hätten das Bild Ihrer Braut, warum machen Sie mir ein Geheimniß daraus?“ — „Sie haben es ja gesehen, und Sie fanden es häßlich.“ — Der Prinz Wilhelm wurde verlegen. Weder er, noch sonst Jemand hatte eine vortheilhafte Meinung von der Schönheit der Prinzessin, besonders, da alle Kavaliere des Bräutigams über diesen Punkt ein sehr verdächtiges Schweigen beobachteten.

Die Zeit der Vermählung kam, und der König schickte den Grafen Kameke der Prinzessin entgegen. Sie traf in Spandau zur Mittagstafel ein, nach welcher sie Toilette machen und sich hierauf nach Charlottenburg begeben sollte, wo der König und die Königinnen sie erwarteten. Die drei königlichen Prinzen waren in Begleitung des Prinzen Ludwig von Würtemberg und einiger Hofleute in aller Frühe nach Spandau geeilt. Der Prinz Wilhelm, der in dieser Stadt, wo sein Regiment steht, ein Haus besitzt, hatte ein vortreffliches Mittagessen bestellt. Um 11 Uhr kam die Erwartete, und wer beschreibt das Erstaunen des Prinzen Wilhelm, der eine Hebe aus dem Wagen steigen sah. Er blieb fast bewegungslos und konnte, indem er ihr den Arm bot, um sie in

ihr Zimmer zu führen, kein Wort hervorbringen. Die Ueberraschung war allgemein, besonders. da das Betragen der Prinzessin beinahe noch mehr, als ihr Aeußeres einnahm. Die Mahlzeit war heiter und zwanglos, Jeder trug zur Unterhaltung bei; die Prinzessin hatte Aller Herzen gewonnen, und der Prinz Wilhelm schien ganz außer Fassung zu sein. Der Prinz Heinrich lachte heimlich über die so wohl gelungene Atrappe.

Als man dem Könige die Ankunft der hohen Braut meldete, ging er ihr entgegen; sie sagte ihm etwas sehr Sinniges und Artiges, und wurde dafür zärtlich von ihm umarmt. Die Königinnen und Prinzessinnen freuten sich über die neue Zierde des Hofs, deren Liebe man vereint zu erwerben suchte.

Da ich seit meiner Verheirathung nicht mehr beständig um den Prinzen Ferdinand bin, so ließ mir der König erst den Abend vor der Vermählung befehlen, nach Charlottenburg zu kommen und den Festlichkeiten beizuwohnen. Am Tage der Trauung ging ich nach Tische auf's Schloß, wo ich den Hof in großer Galla fand. Ich brannte, die Prinzessin zu sehen, und stellte mich an die Thüre der Kapelle, wo

das hohe Paar die priesterliche Einsegnung empfangen sollte. Die königliche Familie erschien. Ich suchte die Prinzessin mit den Augen, welche ich nicht wieder von ihr abwenden konnte. Sie war geschmückt mit der königlichen Krone, der sie ihrerseits zum Schmuck diente. Große Locken wallten über die Schultern. Ihr weißes, aus Silber gewebtes Kleid erhob den Glanz ihrer Schönheit. Ich habe den Prinzen Heinrich immer wahrhaft geliebt und hörte nicht ohne Rührung den Donner des Geschützes, der sein Glück dem Lande verkündigte.

Blos den ersten Tag erschien man in Gallakleidern, die beiden letzten Tage hingegen, wegen der geist- und körperaufreibenden Hitze, im Domino. Die Tafeln waren mit Lukullischer Ueppigkeit besetzt; man gab französische Lustspiele, italienische Opern, Bälle, Illumination, Feuerwerk, kurz Alles, was königliche Pracht und Freude des Herzens ersinnen konnte, ein schönes Fest vollkommen zu machen.

Nach der Vermählung verweilte man fünf Tage in Charlottenburg; am sechsten hielt die Prinzessin ihren Einzug in Berlin. — Man baut einen Palast für den Prinzen, unterdessen hat er den Schwerin-

schen, der dicht neben meinem Hause ist, gemiethet. Hier gab er ein prächtiges Fest, wozu über 400 Personen eingeladen waren. Die Vorderseite und der Hof des prinzlichen Palastes waren erleuchtet, und da das Fest besonders aus Dankbarkeit gegen den König veranstaltet war, so sah man von Außen den Namenszug des Monarchen mit der Krone und der Ueberschrift:

Optimo regi, optimo fratri.

Die Berliner können sich an der Prinzessin nicht satt sehen, und ich, der ich täglich die Ehre habe, den Neuvermählten aufzuwarten, denke und empfinde, wie das Volk.

Ich habe die Ehre ꝛc.

68.

An Lord E— in London.

Berlin, den 12. Dezember 1752.

Sie sind falsch berichtet, Mylord; das neue Invalidenhaus in Berlin ist nicht mit denen zu Paris

Chelsea und Greenwich zu vergleichen, an welchen Gold, Marmor, Malerei und Bildhauerarbeit verschwendet sind. Das hiesige ist groß und weitläuftig, doch hat es nichts Sehenswürdiges, als seine Größe. Es besteht aus einem geräumigen Hauptgebäude und vier Flügeln. Zwei davon bilden den Vorhof, zwei den Hinterhof. Am Ende jedes Flügels befindet sich ein Pavillon, wovon der erste eine katholische, der andere eine protestantische Kapelle enthält; der dritte und vierte dienen den Offizieren zur Wohnung. Die einzige Zierde des Gebäudes ist der Haupteingang, auf dessen Giebel man die Worte liest:

Laeso sed invicto militi.

Obgleich das Haus nicht durch Pracht in die Augen fällt, so ist es doch seines Zwecks und gründlichen Plans wegen bewunderungswerth, und, um mich der Bibelsprache zu bedienen, jenen übertünchten Gräbern nicht zu vergleichen, die auswendig mit Porphyr und Granit bedeckt, inwendig aber voll Elend und Todtengebeine sind. Man sieht nur ein Hospital, aber ein Hospital, das ein König erbaute, und worin die mit ruhmvollen Wunden bedeckten oder altersschwachen Krieger eine Freistatt gegen den Man-

gel finden. Jeder kann Gott darin nach seiner Weise dienen; Aerzte, Chirurgen und Apotheker sorgen für die Kranken, denen alle mögliche Erquickungen gereicht werden; und Gärten und Felder, die an das Haus stoßen, beschäftigen die Gesunden, welchen eine zu große Ruhe vielleicht nicht zuträglich wäre. Sie arbeiten darin nach Kräften und erhalten den Gewinn ihrer Thätigkeit ausgezahlt.

Dies, Mylord, ist die Einrichtung einer wahrhaft frommen Stiftung Friedrichs. Man könnte sie **pietas militaris** nennen, und die Krieger, die in ihrem Elende glücklich sind, würden, wenn sie Latein verständen, mit Virgil ausrufen: **Deus nobis haec otia fecit!**

69.

An meine Schwester, die Frau von Stüven, in Braunschweig.

Berlin, den 11. Dezember 1753.

Du hast Unrecht, liebe Schwester, mich der Nachlässigkeit zu beschuldigen; meine liebsten Verwand-

ten müssen dem Dienste des Königs nachstehen. Wir haben hier seit Kurzem viele Feste gefeiert, bei denen ich auch thätig war, und deren Beschreibung ein ganzes Buch erfordern würde. Besonders verdient eine Vorstellung der Insel des Vergnügens Erwähnung; Jeder bekam dazu seine Rolle und sein vorgeschriebenes Kostüm. Ich wurde vom Prinzen Wilhelm zum Apoll ernannt und sollte als dieser der Erbprinzessin von Darmstadt eine Rede in Versen halten. Der Prinz hatte auf einer breiten Gallerie ein Amphitheater für die Zuschauer errichten und in einem anstoßenden Saal eine Bühne aufführen lassen, die eine mit Bogen von Blumenkränzen umgebene Insel vorstellte. Sie war rings von Wasser bespült. Die handelnden Personen stellten theils Gottheiten, theils Künste und Wissenschaften vor, und jede suchte ihren Charakter sinnig anzudeuten. Prinz Heinrich erschien als Orpheus, an seiner Seite Fräulein von Mérienne als Euterpe; der Prinz spielte die Laute, das Fräulein begleitete ihn mit ihrem Gesange. Ihnen folgte die Dichtkunst, nach deren Entfernung ich als Apoll der Prinzessin die erwähnte kleine Rede hielt. Hierauf näherten sich die Malerei, die Bild-

hauer- und die Baukunst; man überreichte der Prinzessin Zeichnungen und andere schöne Arbeiten. Nach diesen spielten Hofkavaliere und Damen einen Akt aus einer Tragödie. dann wurde ein Lustspiel von andern aufgeführt, an deren Stelle zuletzt eine sehr hübsche von Pagen vorgestellte Pantomime trat. Ehe man sich zur Tafel setzte, wurde an verschiedenen Tischen gespielt. Um zehn Uhr rief der Hofmarschall zum Abendessen auf die Lustinsel. Jeder Kavalier hatte eine Dame erhalten. Mein Loos war beneidenswerth, ich bekam Fräulein Sophie von D—n, welche die Minerva vorstellte. Als wir in den Saal traten, erblickten wir die Tafel mitten auf der Insel, die sich über dem Wasser zu erheben schien. Die Bogen, die die Insel umgaben, waren erleuchtet, und ein köstliches Mahl stand bereit. Das Gespräch war lebhaft und wurde von Jedem im Geiste seiner Rolle geführt. Bei'm Nachtische ertönte aus der Ferne eine sanfte Symphonie. Wir saßen lange an der Tafel, bis ein Ball den Beschluß des reizenden Festes machte. Bei'm Abschied sagte der Prinz Wilhelm: **Messieurs et dames, c'est bien dommage, que ce beau jour soit déja fini!** Niemand findet mehr Geschmack an

feinsinnigen Vergnügungen, als dieser Prinz, und Niemand versteht sie besser anzuordnen, als er.

Da ich nicht zu fürchten habe, Dir, liebe Schwester, langweilig zu werden, so will ich Dir noch erzählen, daß man vor Kurzem bei dem Prinzen Heinrich zu Rheinsberg den französischen Hof unter der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. vorstellte. Die Hauptabsicht des Prinzen war dabei, der Erbprinzessin von Darmstadt einige alte chinesische Lacke auf eine feine Art anzubieten. Man theilte ihr die Rolle der Anna von Oestreich zu; ein Gesandter aus Siam kam, und brachte ihr die Geschenke und dem jungen Könige allerliebste Zuckersachen. Man hatte alle Nachrichten, alle Kupferstiche zu Rathe gezogen, um die Personen jener Zeit darzustellen und sie im Geschmack ihrer Tage zu kleiden. Fräulein von Forcade, die Hofdame der Prinzessin, lieblich blühend und eigentlich noch Kind, spielte den König Ludwig; der Prinz Wilhelm, als Kanzler, trug eine ungeheuere Perrücke und einen langen schwarzen, schleppenden Rock. Der Prinz Heinrich hatte als Kardinal Richelieu das Mäntelchen und Faltengewand. Die übrigen Hofleute, die hundert Schweizer und die Diener-

schaft waren genau im Kostüm des vorigen Jahrhunderts. Alles war zu diesem Fest in Athem gesetzt worden, selbst die Kammerfrauen. Die schönste Sommernacht erhöhte das Vergnügen; man begab sich unter die Kolonnade, die dem See gegenüber ist. An einem Ende derselben erhob sich ein Thron für den König, und Jeder glaubte in die glänzendste Zeit Frankreichs zurückversetzt zu sein. Man hörte rufen: „da ist der Kanz'er! jetzt erscheint der Kardinal! hier ist die Königin Mutter! dort der junge König!" Alle nahmen ihre angewiesenen Plätze ein, Ludwig setzte sich neben seine erhabene Mutter auf den Thron. Einen Augenblick nachher sah man auf dem See in weiter Ferne zwei Barken mit bunten Wimpeln und mit hundert Lichtern erleuchtet. Sie hatten den siamesischen Gesandten mit seinen Geschenken an Bord, und nie sah man etwas Originelleres. Seine Tracht, so wie die des Dolmetschers und Gefolges, war prächtig Sobald die Barken gelandet hatten, sprang der Gesandte heraus und ging mit den Seinen zur Kolonnade, wo er von den Vornehmsten des Hofs empfangen und vom Ceremonienmeister vor den König geführt wurde. Er hielt eine Rede in fremder

Sprache, die der Dolmetscher übersetzte, worauf er sein Kreditiv nebst den Geschenken überreichte. Der Prinz Wilhelm, als Kanzler, übernahm die Beantwortung, die ziemlich lang war, und die er, um den Prinzen Heinrich zu necken, mit folgenden Worten schloß: die königliche Frau Mutter nehme die Geschenke aus Siam blos als einen Freundschaftsbeweis, nicht ihres Werths wegen an, denn: (ich gebe Dir genau wieder, was er sagte) „la chaise p . . . . e de la Reine est, sauf le respect, d'un plus beau laque, que tous ces colifichets.“ Dieser Einfall erregte ein lautes und allgemeines Gelächter. Man zeigte dem Herrn Gesandten alle Seltenheiten des hell erleuchteten Schlosses und Gartens, und nahm darauf an kleinen Tafeln zum Abendessen Platz. Bei'm Nachtisch bereitete Fräulein von Mérienne noch eine Ueberraschung. Sie verließ unbemerkt den Saal, und zog eine schwarze, mit feuerfarbnem Bande und sonderbaren Flittern besetzte Robe an. Einige Augenblicke nachher meldete man dem französischen Hofe, die Königin Christine von Schweden sei eben in Begleitung Monaldeschis angekommen, um den König Ludwig zu besuchen. Man erhob sich zu ihrem Em-

pfange. Fräulein Mérienne hatte ihre Rolle vollkommen durchdacht und spielte sie zum Entzücken. Nach der Tafel war Ball, und man bewegte sich in Passepieds, Aimable-vainqueurs, Rigodons und Sarabanden heiter durch den Saal.

Ich würde nicht fertig werden, liebe Schwester, wenn ich Dir Alles erzählen wollte, was die Prinzen in dieser Art seit einigen Jahren ersannen. Einst stellte man ein Auto da fé zu Goa vor; der Prinz Wilhelm und ich waren die Schlachtopfer, die, fälschlich angeklagt, zum Feuertode verdammt wurden. Bald war es das Serail, bald ein Götterfest auf dem Olymp, bald die Entführung einer Schäferin, oder man versetzte sich in die elysäischen Gefilde oder in ein Kloster; man spielte eine Scene aus dem Don Quixotte, Ritter stritten um eine Prinzessin ꝛc. Doch in Allem, was es auch sein mochte, zeigte sich das unübertreffliche Genie der Prinzen, welches sich leicht in jeder Sphäre bewegt und eben so groß im Felde, als liebenswürdig im engern Kreise des Lebens ist.

Lebe wohl!

70.

An Herrn von M—, in Hannover.

Potsdam, den 4. März 1754.

Ihr Brief, mein Freund, hat mir viel Vergnügen gemacht; Sie schildern Ihren Aufenthalt in Frankreich mit unvergleichlichem Scharfsinn. Ich glaube Alles zu sehen und erkenne viele Gegenstände nach Ihrem Gemälde wieder. In zwanzig Jahren gestaltet sich in einem Lande Manches anders, allein das innere Wesen bleibt ungefähr dasselbe. Sitten, Gewohnheiten und Vergnügungen wechseln in Frankreich so schnell, wie die Mode, doch der Charakter der Nation ändert sich nicht, und Ihr Brief hat mich wieder mitten nach Paris versetzt. Ihr Reisegefährte ergötzt mich in seinem Streben, nur mit Generalpächtern umgehen zu wollen. Ich weiß, daß diese Klasse in Glanz und Ueberfluß schwelgt, aber selten zeigt sie in ihren Genüssen die Feinheit und den Geschmack, die sich dazu eignen, einen Fremden zu fesseln oder ihm den Wunsch einzuflößen, die Sitte und

Sprache ihrer Gesellschaft in sein Vaterland zu verpflanzen. Ich bin sehr jung gereist, doch machte ich die Bemerkung, daß der militairische Adel in Frankreich jeden andern Stand in äußerer Feinheit übertrifft. Nach ihm kann man sich für die Welt bilden, obgleich sein Umgang aus andern Gründen vielleicht nicht zu empfehlen ist, da es viele junge Leute darunter gibt, welche sich zu Grunde gerichtet haben und dem Fremden Schlingen aller Art legen, um Vortheil von ihm zu ziehen. Sie suchen gewisse Leidenschaften in ihm zu erregen und wissen die vorhandenen geschickt zu entdecken; überhaupt kann man in Paris keinen Fehler haben, den nicht der Geldbeutel büßen müßte. Doch hat dieser Adel wenig solide Bildung, und die Eitelkeit ist seine Hauptleidenschaft.

Das Civil, worunter ich hier besonders die höhern Staatsbeamten verstehe, ist weniger glänzend und anspruchsvoll, doch ist Tugend und Gründlichkeit bei diesen zu Hause. Ihr Umgang ist eine Schule für Fremde. In ihrem Kreise kann man die Theorie des Lebens studiren. Der Staatsbeamte geht unangefochten ruhig seinen eignen Weg; er beachtet die Hofluft nicht, und sie treibt ihn nie hin und her,

während der ungeheuere Reichthum der Generalpächter sie oft zu den Affen der Höflinge macht, welches immer eine gewisse Lächerlichkeit auf sie wirft. Wer sich aus dem Staube erhob, kann selten seine Natur verläugnen. Man sollte den Emporkömmlingen die Weisheit wünschen, sorgfältig jenen Glanz zu vermeiden, der die Aufmerksamkeit der Welt erregt und den Neid zur Satyre reizt.

Der Pariser Bürger ist der redlichste Mensch von der Welt. Biedersinn ist ein Grundton seines Charakters; er treibt seinen Handel oder sein Gewerbe mit einer Treue und einem Glauben, die oft meine Bewunderung erregten. Er ist ein vortrefflicher Unterthan, der seinen König anbetet; ein guter Christ, der seine Messe nie versäumt, und sich von Stutzern und Gecken nicht anstecken läßt, obgleich er sie beständig vor Augen hat. Er erzieht seine Kinder mit Sorgfalt, schämt sich nicht, sein Weib zu lieben, verändert nie den Preis seiner Arbeiten und übertheuert Niemand. Doch ist er gerade zu, hat eckige Manieren und wenig Mutterwitz, und ein Fremder, der Feinheit des Umgangs liebt, darf seine Gesellschaft nicht suchen.

Ich begreife Ihren Reisegefährten nicht. Mit seinem Verstande konnte er leicht alle diese Beobachtungen machen, und dann hätte er sich unmöglich mit Ausschluß aller andern Stände an die Finanzpächter gedrängt. Das schmeckt mir ein wenig nach Geiz: der Eigennutz achtet gewöhnlich nur den Reichthum und sucht ihn auf.

Sie, mein Freund, scheinen mit großem Nutzen gereist zu sein. Wie gern möchte ich Sie sprechen und Ihre Bemerkungen aus Ihrem eigenen Munde hören. Richten Sie sich doch so ein, daß Sie noch vor dem Anfang des Sommers nach Berlin kommen können. Es wird Sie nicht gereuen, denn wenn man auch Alles gesehen hat, so ist in dem Lande, das Friedrich beherrscht, doch noch etwas zu bewundern übrig. Ewig ꝛc.

71.

An meine Mutter.

Berlin, den 20. Oktober 1754.

Sie haben vollkommen Recht, geliebte Mutter, daß die Vorsehung mir manche Freude bereitete. Ich erkenne es mit Dank und lege keineswegs das, was meine Unzufriedenheit erregt, gegen die guten Tage meines Lebens in die Schale. Jeder Leidenschaft folgt die Strafe auf dem Fuß. Glanz und Ehre haben ihre Schattenseiten, und entschädigen selten für die Mühe ihres Erwerbs. Das Glück, den Herrschern der Welt zu gefallen, wird vielfach erstrebt; doch hat man es erlangt, so ist es ein leerer Schatten, der nur den Unkundigen täuscht. Die Tage des glücklichsten Hofmanns sind nicht ungetrübt; die Furcht, die Gunst seines Fürsten zu verlieren, wird ihm zur ewig brennenden Qual. Zwanzig Jahre treuer Dienste werden über einem kleinen Fehler vergessen, und wer könnte ganz sicher sein, nie einen solchen zu begehen?

Diese Furcht hat mich lange verfolgt, ich suchte mich durch eine vortheilhafte Heirath unabhängig zu machen, und habe meinen Endzweck in mehr als einer Hinsicht erreicht. Doch auch das Glück meiner Ehe ist durch manchen Schmerz gestört worden. Der Tod entriß mir meine Kinder im zarten Alter, dasselbe Grab umschließt schon eine Tochter und drei Söhne. Dieser Verlust hat mich tief gebeugt. Wenn ich sonst am Morgen die Augen öffnete, wurde ich durch die Liebkosungen eines holden, freundlichen Kindes erfreut, welches die Wärterin mir brachte; jetzt erfüllt diese ersten Stunden des Tags eine herzzerreißende Leere, und mitten im Taumel der Freuden, denen ich vermöge meiner Stellung beiwohnen muß, fühle ich die kalte Hand des Todes an meinem Herzen, die mir das Liebste entriß. Das Scheiden meines letzten Kindes, meines Augusts, war für mich der härteste Verlust, und ich beklage besonders meine arme Frau, die wieder Mutter zu werden erwartet und vom Gram beinahe überwältigt wird.

Möchte doch der neue kleine Erdenbürger unsere Thränen trocknen, möchte ihm die Vorsehung die Tage zulegen, die sie seinen Brüdern verkürzte, und er

bestimmt sein, der Trost und die Freude unsers Alters zu werden! Leben Sie wohl! ꝛc.

72.

An Frau von —, in Hamburg.

Berlin, den 21. November 1754.

Seit einiger Zeit bin ich ein ruhiger Einwohner Berlins. Ich baue meinen Garten und sehe den König nur, wenn er hierher kommt. Meine Mußestunden sind den Wissenschaften und der schriftlichen Unterhaltung mit meinen Freunden geweiht, und da Sie, gnädige Frau, einst den Wunsch äußerten, die Lustschlösser unserer Prinzen, Oranienburg, Rheinsberg und Ruppin näher zu kennen, so werde ich Ihnen heute eine kleine, oberflächliche Beschreibung davon machen, um den Wunsch eines Besuchs in Ihnen zu erregen, ohne den Gegenstand zu erschöpfen.

Die kleine Stadt Oranienburg, 4 Meilen von Berlin, verdankt ihren Ursprung der Prinzessin Henriette von Oranien, Gemahlin des großen Kurfürsten

und Mutter Friedrichs I. Diese Fürstin ließ, unterstützt durch die Freigebigkeit ihres Gemahls, das Schloß bauen, welches noch steht. Die Stadt wurde auf ihren Befehl mit vielen ansehnlichen Gebäuden, zwei Kirchen, einem reichlich ausgestatteten Waisenhause, und verschiedenen andern nützlichen und frommen Stiftungen beschenkt. Zur Stadt führt eine mit vier Reihen Linden besetzte Allee, die gerade auf's Schloß stößt. Vor dem Schlosse, welches aus einem Hauptgebäude mit vier Flügeln besteht, ist ein großer freier Platz; eine Säulenreihe, die zwei Flügel verbindet und einen Balkon trägt, macht einen sehr guten Eindruck.

Die Zimmer des Schlosses sind regelmäßig, besonders aber hat eine von Schlüter angelegte Treppe die Bewunderung aller Kenner erregt. Sie geht durch alle Stockwerke des Gebäudes, und ihre Wendungen sind so angebracht, daß man von ganz unten bis zur prächtigen Decke emporsehen kann. Sie wird von Marmorsäulen mit vergoldeten Kapitälern getragen. Der Garten in Oranienburg ist groß und nach Le Nôtres Plan ausgeführt, der, wie Sie wissen, unter Ludwig XIV. die Gärten zu Versailles und Marly

anlegte. Vernachläßigung hat diesen Garten wunderbarerweise verschönert. Le Nôtre hatte auf seinem Riß alle Wege mit Buchenhecken zu besetzen angegeben, die regelmäßig verschnitten werden müssen, welches auch bis zum Jahre 1713 geschehen war. Als aber Friedrich Wilhelm I. den Thron bestieg, so unterblieb dies aus ökonomischen Gründen. Die Natur war die einzige Gärtnerin, und während der 24jährigen Regierung des Königs verwuchsen und verschlangen sich die Hecken, und bildeten einen Gang, der so dicht ist, daß weder Sonne, noch Wind durchdringen kann. In der größten Mittagshitze gewährt er Kühlung und Schatten, und des Abends speist man darin, ohne daß die Luft die Kerzen verlöscht. Nachdem Friedrich dem Prinzen Wilhelm Oranienburg geschenkt hatte, zog dieser Schloß und Garten aus dem Verfall, und wie durch einen Zauberschlag entstand ein reizender Ort. Ein geschickter Gärtner wußte sogar Vortheil aus der Verwilderung zu ziehen, und viele geschmackvolle, kleine Gartenhäuser wuchsen aus der Erde. Unter Anderm befindet sich eine Grotte auf einem Felsen, sie stellt von Außen ein dem Einsturze nahes Gefängniß vor, inwendig ist sie aber mit

eltenen Muscheln, Korallen, Mineralien ꝛc. reich verziert. Ein Kanal, der in die Spree geht, ist erweitert, und für Gondeln und andere kleine Fahrzeuge schiffbar gemacht worden. Das Schloß ist neu möblirt, und der Prinz hat nichts gespart, sein Oranienburg, welches außerdem die Natur begünstigte, in seinen Umgebungen stattlich heraus zu schmücken.

Sie erinnern sich vielleicht noch, gnädige Frau, einer Beschreibung Rheinsbergs, die ich Ihnen vor ungefähr 15 Jahren machte *). Das Schloß zu Rheinsberg ist ganz geblieben, wie es damals war. Der Prinz Heinrich begnügte sich, seitdem er es besitzt, nur das Nothwendige zu verbessern, und fünf oder sechs Zimmer auszubauen, die nicht fertig waren. Der Garten hingegen ist sehr vergrößert worden, auch hat der Prinz ein chinesisches Haus, eine Grotte am Ufer des Sees und eine Kolonnade, die einen Eiskeller bedeckt, erbaut. Man nannte Rheinsberg schon lange aus Scherz Remusburg, da Jemand den Einfall gehabt hatte, Romulus habe seinen Bruder in diese Gegend verbannt, die das Sibirien des

---

*) S. den 6ten Brief.

alten Roms gewesen sei. Der Prinz behandelte also seinen Eiskeller als das Grabmal des Remus. Man erblickt eine Todtenurne darauf, welche die Asche eines hohen Verstorbenen zu verschließen scheint. Zerbrochene Säulen und verstümmelte Statuen umfangen sie, und zertrümmerte Steine mit sinnigen Inschriften geben der neuen Ruine ein höchst antikes Ansehen.

Ein Theater von grünen Hecken ist vollkommen zu Vorstellungen aller Art eingerichtet, und kann zu mehr als einem Zweck dienen. Sie wissen, daß das Schloß zu Rheinsberg an einem See liegt, den ein Wald von Laubholz umschließt. In diesem hat der Prinz viele Landhäuser angelegt, welche Einsiedeleien vorstellen. Sie sind mit Austerschaalen und Baumrinden überzogen, und mit Stroh gedeckt. Inwendig sind sie einfach, doch nett möblirt. Mitten unter diesen Häusern sieht man eins, größer als die andern, mit einem Thurme. Es ist die Wohnung des Prinzen Wilhelm und geräumig genug, um bei Regenwetter darin speisen zu können; ist das Wetter schön, so hält man in einem großen Pavillon von Gitterwerk Tafel, welcher nur einige Schritte davon liegt. Das Zeichen dazu wird mit einer Glocke gegeben,

bei'm dritten Schlage derselben verläßt Alles die Häuser und tritt in den großen Saal. Die Prinzen unterwerfen sich den allgemeinen Gesetzen, ohne irgend ein Vorrecht zu verlangen. Jeder Besitzer der Bauerhäuser verlebt den Vormittag, wie es ihm gut dünkt; nach aufgehobener Tafel hat man dieselbe Freiheit, blos um sechs Uhr Abends versammelt man sich zu den gemeinschaftlichen Ergötzungen.

Der Prinz Ferdinand hat in Ruppin, wo sein Regiment steht, kein passendes Palais gefunden, besonders für den Fall seiner Vermählung. Er kaufte daher einige Häuser und Gärten, die er vereinigte, und bequem und schön einrichtete. Der Garten besonders ist freundlich, und alle Nachtigallen der Gegend scheinen darin zusammenzukommen. Sie sehen aus dieser Beschreibung, gnädige Frau, wie unsere drei liebenswürdigen Prinzen wohnen; in ihrer Nähe hat sich Freiheit, Vertrauen und Heiterkeit angesiedelt, und Jeder ist glücklich, der sich im Strahl ihrer Gnade sonnt. Die Einförmigkeit des Landlebens wird durch sinnige Feste unterbrochen; Spaziergänge, Musik, theatralische Vorstellungen, wechseln mit einander; mehrere der Herren und Damen führen fran-

zösische Tragödien und Lustspiele mit unnachahmlicher Kunst auf. Die Tafelfreuden, und die Geschenke des Bachus und der Pomona erhöhen den Genuß, und die große Eintracht der drei erhabenen Brüder verbreitet ein solches Wohlbehagen über alle ihre Umgebungen, daß man nicht weiß, ob man dem Aufenthalt zu Oranienburg, oder dem zu Rheinsberg und Ruppin den Vorzug geben soll.

Könnten Sie, theure Freundin, Alles mit eigenen Augen sehen, so würden Sie sich überzeugen, daß ich, weit entfernt zu übertreiben, Ihnen nur eine ganz unvollkommene Schilderung des Interessantesten lieferte. Mit wahrer Achtung rc.

73.

An meinen Bruder, in Hamburg.

Berlin, den 1. Januar 1755.

— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —

Im vergangenen Jahre habe ich manche Freude, doch

auch manche Bitterkeit des Lebens empfunden. Ich verlor einen Sohn, den ich ewig beweinen werde. Der Himmel ersetzte seine Stelle durch einen andern, den mir meine Frau im vorigen November schenkte. Der Knabe scheint stark und kräftig, und ich hoffe, daß ihn mir Gott erhalten werde. Doch macht mich mein bisheriges Unglück ängstlich, und das geringste Weinen des Kindes erfüllt mich mit tödtlicher Angst. Meine Frau, die mehr Ruhe besitzt, als ich, theilt diese Angst nicht ganz und ist deshalb geschickter, Alles zu thun, was zur Erhaltung unseres kleinen Heinrichs beitragen kann.

Ich muß Dir, lieber Bruder, einen Entschluß mittheilen, über den Du Dich wundern wirst. Du kennst meinen Geschmack am Hofleben und meine besondere Liebe zu dem Könige. Hättest Du es mir zugetraut, daß ich stark genug sein würde, meine Neigung aufzugeben und zur Erhaltung meines Vermögens auf meine Güter zu ziehen? Meine Wirthschaft ist zwar nicht groß, mein Haus nicht glänzend und nur bürgerlich bequem, doch reißt mich zuweilen der Hof mit fort, und der Aufenthalt in Berlin wird mir zu kostbar. Mein Gehalt ist, wie Du weißt,

nur mäßig, und der größte Theil meines Vermögens ist in die Güter Treben und Hasselbach gesteckt. Diese Güter erfordern jetzt meine Aufsicht, und meine Gegenwart ist daselbst um so nöthiger, da ich bauen und manche wesentliche Veränderung machen muß. Ich hoffe meine Entlassung vom Könige zu erhalten, dessenungeachtet werde ich nie aufhören, ein guter Preuße zu sein. Mein Herz bleibt an Friedrichs Thron gefesselt; wie könnte ich auch je vergessen, was ich diesem unvergleichlichen Fürsten, diesem wahrhaft großen Manne, schuldig bin! Sollten sich einst me ne Umstände ändern, oder bedürfte er meiner schwachen Dienste, so würde ich gewiß nicht säumen, an seinen Hof zurückzukehren.

Im Frühling denke ich mit den Meinigen auf's Land zu gehen und mein hübsches Haus am hiesigen Orte zu vermiethen. Tausend Beschäftigungen werden mich für die Zerstreuungen der Hauptstadt entschädigen. Doch muß ich, unter uns gesagt, meine ganze Vernunft zusammennehmen, um fest in meinem Vorsatz zu bleiben. Hof und Stadt überhäufen mich mit Güte, unsere Prinzen ziehen mich zu allen ihren Festen, und von dieser Höhe in ein Dorf hinabzu-

steigen, ist — ohne Eigenlob — ein Beweis von einem nicht geringen Grade von Philosophie. Leb wohl!

74.

An den Herrn von Stüven, in Braunschweig.

Treben, den 1. Mai 1755.

Den 31. März habe ich Berlin verlassen und meinen Wohnsitz in Treben aufgeschlagen. Den Abend vor meiner Abreise gab der Prinz Wilhelm den beiden Königinnen zu Ehren ein Fest, wozu ich geladen wurde. Das Herz war mir schwer, denn ich sollte ja in Kurzem Alles verlassen, was mir durch sechszehnjährige Gewohnheit lieb geworden war. Ich fing an zu tanzen; als ich aber bemerkte, daß die drei Prinzen zusammen in eine entlegene Gallerie gegangen waren, folgte ich ihnen, um Abschied zu nehmen. Sie umarmten mich, einer nach dem andern. Der Prinz Ferdinand hielt mich lange eng umschlos-

sen, und ich fühlte seine Thränen heiß auf meine Wangen fließen. Nach diesem schmerzlichen Abschiede konnte ich nicht länger verweilen, ich eilte nach Hause, traf noch einige Reiseanstalten und saß mit Anbruch des Tags im Wagen.

In Treben fand ich mein Haus ausgebaut, und es machte mir Vergnügen, es zu möbliren und einzurichten. Es ist geräumig und bequem, ohne prächtig zu sein. Es hat ein Souterrain, worin sich Speisekammer, Küche, Keller, und die Stuben des Kochs und einiger meiner andern Leute befinden. Meine Frau und ich bewohnen sechs schöne Zimmer im ersten Stock. Dicht daran stößt meine Bibliothek, aus deren Fenster ich das ganze Dorf übersehen kann. Meine sämmtlichen Bücher, die ich aus Berlin hierher geschafft habe, sind darin aufgestellt.

Die oberste Etage ist sehr schön; sie enthält die Gesellschafts- und Gastzimmer, und hat eine reizende Aussicht. Vom Balkon überschaut man nicht nur einen Theil des Gartens, sondern auch eine Mühle mit fünf Gängen, von welcher sich der Fluß, einem Wasserfall ähnlich, herabstürzt. Die blühende Landschaft ist mit Dörfern und Holz übersäet. Den

äußersten Saum des Horizonts bezeichnet ein Amphitheater von Bergen, worauf man die Stadt Altenburg mit ihren sechs Thürmen erblickt. Diese oberste Etage ist besonders gut möblirt, und die Gallerie mit Gemälden geziert.

Die Gartenanlagen rücken vor. Da die Natur die Umgegend meiner beiden Güter freundlich schmückt, so glaube ich, die Gärten mehr zum Nutzen, als zum Vergnügen einrichten zu müssen. Die Bewohner der Städte finden ihre Obst- und Küchengärten auf dem Markt, die Landleute hingegen sind auf Baum- und Gemüsezucht angewiesen, und es ist ein Hauptvergnügen, einen besuchenden Fremden mit schönen Früchten bewirthen zu können. Außerdem ermüden die unfruchtbaren Buchenhecken das Auge, da weder Frühling, noch Herbst eine Veränderung darin hervorbringen, und ich muß gestehen, daß ich mich an dem französischen Geschnörkel längst satt und müde gesehen habe. Mitten im Garten ist ein Bassin von lebendigem Wasser, das mit der Pleiße in Verbindung steht und einen trefflichen Fischhalter abgiebt. Es ist von 24 Kirschbäumen umgeben, deren Stämme ganz gerade sind, und deren Kronen ich unter der Scheere

halten werde. Ein Gewächshaus, woran die Gärtnerwohnung stößt, dient im Sommer zum Garten-Salon. Auch habe ich ein Amphitheater von grünen Hecken. Hier in der Umgegend wird sich wahrscheinlich keine Gesellschaft zusammenfinden, um theatralische Vorstellungen darauf zu geben, doch denke ich es zu Soupers und Konzerten zu benutzen. Am äußersten Ende des Gartens ist endlich ein Birkengehölz mit Sommerlauben und einem Lindengang. Der übrige Garten ist mit Bäumen besetzt, welche das schönste Obst unseres Landes hervorbringen.

In meinen Bemühungen, Treben zu verschönern, werde ich von der Natur außerordentlich unterstützt. Die ganze Umgegend gleicht einem Garten, durch den sich die Pleiße schlängelt, über die eine steinerne Brücke führt. Nicht weit von der Brücke besitze ich einen Steinbruch, der eine wahrhaft malerische Ansicht gewährt. Seine Spitze ist mit Eichen, Buchen und Birken besetzt, und gleich dahinter fängt der eigentliche Wald an, dessen Holz früher so dicht stand, daß höchstens nur die Jäger das Wild darin aufstöbern konnten. Jetzt habe ich Wege durchhauen lassen, so breit, daß zwei Wagen neben einander fahren

können, wodurch die schönsten Spaziergänge entstanden sind, die überall von kleinen freundlichen, krystallhellen Bächen durchschnitten werden.

Das Dorf Treben ist groß, wohlgebaut und volkreich; die Kirche gleicht einem Dom, und jeden Sonntag versammeln sich über tausend Seelen darin. Zwei Geistliche sind daran angestellt. Der Altar, die Kanzel und mein Chor sind wahrhaft prächtig. Die Orgel ist gut. Was das Dorf besonders lebhaft macht, ist, daß zwei herzoglich gothaische Förster, zwei Prediger, ein Küster, ein Schullehrer, ein Organist, zwei Krämer, welche alle kleine Bedürfnisse des Lebens feil haben, zwei Müller und viele wohlhabende Bauern darin wohnen. Alle diese Leute haben Familie. Die Posten, die zwischen Leipzig und dem Reich gehen, nehmen ihren Weg über Treben. Um nicht ganz die Vergnügungen der Hauptstadt zu entbehren, habe ich mir eine Art Kapelle eingerichtet, die aus zwölf Spielleuten besteht. Sie machte mir weder Mühe, noch Kosten, da alle Bewohner des Landes, gleich den Böhmen, geborne Tonkünstler sind. Mit Hülfe eines schönen Flügels, der mir geschenkt wurde, und der Musikalien, die mir der Prinz Heinrich aus

Berlin schickt, habe ich meine Kapelle so eingeübt, daß sie die schönsten Stücke aus Opern von Hasse und Graun ausführt.

Das Gut Hasselbach liegt nur eine kleine halbe Meile von hier, doch muß man nicht mehr als neun Mal über die Pleiße, wenn man dahin will. Haus und Garten sind nicht mit Treben zu vergleichen, aber ich habe auch dort einen großen Saal, vier bequeme Zimmer und Platz für meine Leute. Ich lasse das Haus ein wenig möbliren, um es im Herbst, zur Zeit der Fischereien, bewohnen zu können, denn ich besitze in Hasselbach zwei große Seen und neun Karpfenteiche, die etwas Beträchtliches einbringen und mir viel Vergnügen machen. Mehr als funfzig Personen sind bei den Fischzügen beschäftigt, und die Bewohner des ganzen Umkreises kommen dahin, um ihre Fischeinkäufe zu halten. Dieser Verkehr gleicht einer Messe, und ich verfehle bei dieser Gelegenheit nicht, meinen Freunden und den Damen aus Altenburg, die sich an der Neuigkeit des Schauspiels ergötzen, ein Fest zu geben. Voriges Jahr hatte ein geübter Maler zwei Gemälde, diese Fischereien vorstellend, angefertigt, die ich ihm der Seltenheit wegen

abgekauft habe. Auf dem größt:n der Seen lasse ich jetzt eine bedeckte Gondel für dreißig Personen, eine andere für die Musikanten und einen Nachen für meine Leute bauen, um darin Lebensmittel herbeizubringen, wenn wir Lust haben, mit Gesellschaft auf dem Wasser zur Nacht zu essen.

Ich werde Ihnen, mein bester Stüven, ein ander Mal schreiben, wie ich die glückliche Lage meiner Güter zu benutzen gedenke. Machen Sie mir nur die Freude, mich recht bald zu besuchen. Ich habe hier so Manches zu schaffen, wobei mir Ihr Rath gewiß von großem Nutzen sein würde.

Meine Schwester grüße und umarme ich herzlich ꝛc.

75.

An Denselben.

Treben, den 12. August 1755.

Cicero hat Recht: die Wissenschaften sind in allen Verhältnissen des Lebens ein Trost; sie verschönern den Hof, die Stadt, das Land, das männliche

und selbst das Greisenalter. So freundlich mein Gut ist, und so eifrig ich mich der Landwirthschaft annehme, so reicht dies doch nicht aus, mich hinreichend zu beschäftigen.

Ich habe eine sehr ernste Arbeit unternommen, die sogar mitunter mühsam und trocken ist; ich schreibe über die Kunst zu regieren und habe meinem Buche den Titel: **Institutions politiques**, gegeben. Bald fördere ich darin meine eigenen Ansichten an's Licht, bald untersuche und zergliedere ich die Meinungen guter Schriftsteller, die vor mir diesen wichtigen Gegenstand behandelten. Ich weiß nicht, ob das Ergebniß meiner Mühe von der Art sein wird, um es öffentlich erscheinen lassen zu können, doch folge ich einer geheimen Einflüsterung, die mir in's Ohr raunt: fahre fort, du kannst Deine Einsamkeit nicht besser benutzen! Wenn mich das Schreiben ermüdet, so besuche ich meine Arbeiter, meine Heerden, Felder, Wiesen, Gehölze, Gärten und Teiche; ich spreche mit meinem Verwalter, sehe seine Rechnungen nach und treffe Anordnungen für die Zukunft. Des Mittags halte ich mit meiner Familie ein mäßiges Mahl, wie es sich für den Landmann

schickt; Abends um fünf Uhr ist Alles gesagt und gethan, dann gehen wir spazieren, oder spielen, oder hören den musikalischen Vorträgen meiner Kapelle zu. Es vergeht kein Tag, ohne daß wir einen Freund oder eine Gesellschaft zum Abendessen bei uns hätten. Die Nähe der Stadt Altenburg, zu der eine schöne ganz gerade Lindenallee führt, hat viel Angenehmes. Altenburg ist von vielen reichen adligen Familien bewohnt, die zum Theil eine sehr große Rolle spielen, und bei denen man oft Assembleen von sechszig Personen antrifft. Die Familie, die mir am Besten gefällt, und die überall an ihrem Platz sein würde, ist die des Kanzlers von R—. Ich weiß wirklich nicht, ob ich dem Hausherrn, seiner Gemahlin oder den sehr liebenswürdigen Töchtern den Vorzug geben soll. Wir sehen uns oft und stehen mit einander auf einem so freundschaftlichen Fuß, daß ich ihren Umgang um Vieles nicht hingeben möchte.

Die schönen Sommerabende ziehen uns nach Hasselbach. Wir besteigen unsere Gondel, und während wir spielen oder Erfrischungen genießen, fahren uns unsere Ruderer auf dem ganzen See umher. Lustig springen die Karpfen von beiden Seiten in die

Höhe und versprechen uns für den Herbst einen reichlichen Fang.

Jeder Spaziergang ist für den Landwirth von Nutzen, er wird dabei auf das Mangelhafte aufmerksam und sucht es zu verbessern; jede Jahrszeit hat neue Arbeiten, aber auch neue Genüsse in ihrem Gefolge, und das Landleben ist nicht so einförmig, wie der Städter meint. Selbst der Winter hat seine Freuden, vielleicht ist er sogar die Zeit, welche die meiste Beschäftigung giebt. Die Böden sind mit Vorräthen versehen, man verkauft sie und füllt die Kasse. Das Vieh in den Ställen bedarf besonderer Wartung, die Ackergeräthschaften werden ausgebessert, damit im Frühling Alles gehörig im Stande sei. Der Gutsherr hält sich mehr bei seiner Familie auf, rasch fliehen die Abende unter Lesen, Musik und Spiel; ein Schlitten trägt ihn leicht über das beschneite Feld, er fährt in die Stadt, besucht einen Nachbar oder eins seiner andern Güter. Aller Zwang wird bei Seite gesetzt, und dies ist in der That kein kleiner Vortheil, den man vor der Stadt voraus hat.

Ich vergaß, mein lieber Stüven, Ihnen zu sagen, daß ich hier einen sehr geschickten Maler gefun-

den habe; er erweckte in mir den Wunsch, eine Kunst, mit der ich mich in früher Jugend viel beschäftigte, wieder zu üben. Ich male Landschaften in Oel, die ich zu Zimmerverzierungen zu benutzen gedenke.

Diese Art zu leben würde keinen Reiz für den Ehrgeizigen haben, der sich gern im Geräusch der großen Welt bewegt oder die Gunst eines Fürsten sucht, noch für die Kokette, die täglich neue Verehrer an ihren Triumphwagen zu fesseln wünscht; aber der Philosoph, der das wahre Glück des Lebens erkannt hat, kann sich auf dem Lande nur gefallen. Mit herzlicher Freundschaft der Ihrige 2c.

76.

An die Frau Gräfin von B—, geb. Gräfin von A—, in Leipzig.

Treben, den 16. Dezember 1755.

Sie haben Recht, gnädige Frau, das Unglück, welches die Bewohner Lissabons den 1. November traf, ist so entsetzlich, daß vielleicht nie ein größeres

über eine wenige Stunden vorher noch blühende Stadt hereinbrach. Man kann die Berichte davon nicht ohne Thränen lesen. Tausende von Menschen zerschmettert, erstickt, zerquetscht und verstümmelt; umgestürzte, unter den Schutt begrabene Gebäude, Reichthümer und Schätze aller Art von den Flammen verzehrt, und mitten unter den Trümmern weinende Mütter, die ihre Kinder zu retten suchen und in demselben Augenblick mit ihnen in die Tiefe versinken; Kranke und Verwundete, die auf der Straße sterben; das Angstgeschrei der Fliehenden, überall Leichen und auf jedem Schritt Gefahr, Grausen und Tod! — Wenden wir uns von diesen Scenen des Entsetzens und richten wir den Blick auf das wenige Gute, das aus dem furchtbaren Kampf der Natur hervorging. Die unglücklichen Schlachtopfer der Inquisition waren in dem schauderhaften Augenblick die einzigen Glücklichen; ihre Kerkerwände fielen, ihre Ketten zerbrachen; die Ungeheuer, die sie hüteten, bedachten nur die eigene Rettung, und die von grausamen Menschen dem Tode Geweihten suchten und fanden die Freiheit. Wie wahr bleibt es, daß das Schlimmste auf Erden doch zu etwas gut ist.

Die Zeitungen berichten uns von unzähligen Erdstößen, die man weit und breit empfand; es ist vielleicht in Europa kein Flecken so klein, der sich nicht gern das Ansehen gäbe, als sei er auch erschüttert worden. Von dieser allgemeinen Plage ist indessen das altenburgische Land verschont geblieben, und kein einziges Individuum darin kann sich rühmen, wider seinen Willen auch nur den geringsten Luftsprung gemacht zu haben. Sollten Sie, gnädige Frau, Ihren Palast in Leipzig nicht für ganz sicher halten, so beschwöre ich Sie, meine Hütte in Treben zur Freistatt zu wählen. Sie haben auf Ihrer Universität drei Professoren, an deren Erhaltung mir ebenfalls sehr viel liegt: Gotsched, Gellert, Christ. Bereden Sie diese Herren, Sie auf Ihrer Flucht zu begleiten. Von Madame Gottsched sage ich nichts, in der Voraussetzung, daß Sie nicht anders als in Gesellschaft derselben reisen. Madame Gottsched besitzt gleich nach Ihnen, gnädige Frau, meine höchste Verehrung und Bewunderung, denn sie vereint mit dem Zauber der Weiblichkeit einen männlichen Geist. Ich lese ihre Werke, besonders ihre Gedichte, mit unendlichem Vergnügen. Führen Sie unter Ihrem

Schutze die Schwäne der Pleiße in Treben an's Ufer, diese Schwäne, die ja blos auf einem Wasser vorwärts zu eilen haben, welches sie längst zur Hippokrene machten. Einer meiner Prediger, der sich mit Prophezeien abgiebt, behauptet dreist, daß Leipzig künftige Weihnachten Lissabons Schicksal haben werde; kommen Sie also zu Ihrer Sicherheit und zu meinem Troste. Meine Frau bietet der gelehrten Gesellschaft sechs gute Betten an. Wenn das Frostwetter anhält, so sind Sie in drei Stunden in Treben; die Wege sind glatt und eben, wie ein Spiegel. Jeden Tag können wir hier eine andere Gesellschaft aus Altenburg bei uns haben, die gewöhnlich nach dem Abendessen bei'm Fackelschein wieder nach der Stadt zurückkehrt.

Aber Scherz bei Seite: Ihre Herren Professoren müssen zu Weihnachten kommen, da sie uns ihren Besuch zu keiner andern Zeit schenken können. — Man sagt, daß Sie, gnädige Frau, jetzt besonders viel zeichnen und malen, und Ihr Münz- und Antikenkabinet sehr vermehrt haben. Wie wollen wir mit einander über alle diese Gegenstände plaudern! — Doch jetzt breche ich ab, um nicht vorzugreifen, und

um Ihnen nur noch die unnöthige Versicherung der größten Verehrung zu geben, mit welcher ich die Ehre habe zu sein ꝛc.

77.

An Herrn Pajon, Prediger an der französischen Kirche, zu Leipzig.

Treben, den 10. September 1756.

Ich bin in diesen Tagen sonderbar überrascht worden. Man hatte mir zwar erzählt, Theresia und Friedrich rüsteten sich zum Kriege, auch zogen sächsische Truppen aus den benachbarten Garnisonen durch das Gut meiner Schwägerin und durch die Umgegend; doch lebe ich hier so zurückgezogen, daß mir eigentlich die Weltbegebenheiten und die Zänkereien der Könige gleichgültig sind, und lese die Zeitungen nur, um sie gelesen zu haben. In dieser glücklichen Theilnahmlosigkeit befand ich mich bisher recht wohl, bis ich vorigen Sonnabend in Begleitung eines

Freundes und meines Sekretärs einen Spaziergang um Hasselbach machte. Ungefähr um 7 Uhr Abends befanden wir uns am Ende eines großen Sees, der sich bis nach Regis, einer kleinen kursächsischen Stadt, hinzieht. Auf einmal hören wir Trommelwirbel, Retraiteblasen und gleich nachher den preußischen Zapfenstreich. Wir blieben unbeweglich stehen. In jener kleinen Stadt ist kein Militär, und wir konnten nicht begreifen, wie preußische Truppen so unbemerkt mitten nach Sachsen gekommen waren. Meine Begleiter gingen nach Regis, um sich die Sache anzusehen, und ich kehrte langsam nach Hause zurück. Sie blieben drei volle Stunden aus, denn sie hatten am Thore preußische Schildwachen gefunden, von denen sie angehalten und zum Regimentskommandeur geführt worden waren. Glücklicherweise kommandirte der General Kleist dies Regiment, der mich in Magdeburg kennen gelernt und mich mit seiner Freundschaft beehrt hatte. Es überraschte ihn, zu erfahren, daß mein Gut so ganz in der Nähe liege; er ließ die Gefangenen in Freiheit setzen und mir sagen, wie sehr er bedauere, mich, da er sehr ermüdet sei und am andern Morgen in aller Frühe weitermarschiren

müsse, nicht besuchen zu können. Ich wußte in der Eil' nichts für ihn zu thun, als ihm einen guten Vorrath des besten Weins aus meinem Keller zu übersenden. Von diesem Tage an war das Altenburgische von preußischen Truppen gleichsam überschwemmt, doch ließ der schnell vorüberrauschende Strom keine Spuren seiner Gewalt zurück. Der Prinz Ferdinand von Braunschweig, der eine Truppenabtheilung kommandirt, lag eine Nacht in Borna, hier ganz in der Nähe; hätte ich es gewußt, so würde ich nicht verfehlt haben, ihm aufzuwarten. Man sagt, die Gewitterwolke ziehe gegen Dresden, doch sei es ungewiß, ob sie sich dort oder in Böhmen entladen werde. Gott gebe nur, daß es so fern, wie möglich, von uns geschehe, denn das Waffengeräusch ist unerträglich, und ich möchte bis an's Ende der Welt fliehen, um nur nichts davon zu hören. Schreiben Sie mir mein lieber Pastor, wie es Ihnen in Leipzig gegangen ist, gewiß haben Sie doch von der allgemeinen Bewegung auch Ihr Theil Last gehabt. Leben Sie wohl und denken Sie meiner in Ihrem Gebete.

78.

An Denselben.

Treben, den 4. Mai 1757.

Ich schreibe Ihnen diese wenigen Zeilen nur, um Ihnen zu zeigen, daß ich noch lebe. Ich habe den größten Theil des Winters in Chemnitz zugebracht, wo der Prinz Ferdinand mit seinem Regimente stand, und mir ist es dort recht gut gegangen. Gesellschaften von Herren und Damen, eine vortreffliche Tafel, Konzerte, Assembleen und ein gnädiger Prinz, der es sich recht eigentlich angelegen sein ließ, mir alle mögliche Erheiterungen zu verschaffen: was will man mehr! — Ich habe in Chemnitz das Naturalienkabinet des General Wilster gesehen, welches vielleicht die vollständigste Sammlung von Muscheln, Versteinerungen, Marmor, Kiesel- und Edelsteinen enthält, die es in Europa giebt. Ein ander Mal ließ mich der Prinz Ferdinand nach Lauterbach kommen, von wo ich mit den Truppen, welche der Prinz Moritz von Anhalt kommandirt, nach Oberplanitz, an der böh-

mischen Gränze, gegangen bin. Wir stießen unterwegs auf keinen Feind. Ich habe die Bekanntschaft des Herrn von Pennavaire, General-Lieutenant und Kommandeur eines Karabiner-Regiments, und des Obersten von Schmettau, in demselben Regiment, gemacht; Beide sind meine Freunde geworden. Sie brachten den Winter in meiner Nachbarschaft zu, und wir thaten gegenseitig, was in unsern Kräften stand, uns das Leben angenehm zu machen. Jetzt ist hier Alles leer von Truppen, gegen Böhmen wogt es hin, und der Feldzug ist eröffnet. O bliebe doch der Krieg fern von unsern Gränzen! dies ist mein Morgen- und Abendgebet.

79.

An meinen Bruder, in Hamburg.

Treben, den 10. September 1757.

Die harte Nothwendigkeit zwingt mich, lieber Bruder, Treben zu verlassen und eine Freistatt in Hamburg zu suchen. Dies ist beinahe der einzige

Ort in Deutschland, zu dem man seine Zuflucht nehmen kann. Ich denke den 13ten von hier abzugehen und nur kleine Tagereisen zu machen, da meine Frau ein zartes Kind mitnehmen muß. Ich bitte Dich, uns eine bescheidene, doch anständige Wohnung zu besorgen. Damit Du über meinen schnellen Entschluß nicht zu sehr erstaunest, will ich Dir in der Kürze die Unglücksfälle erzählen, die mich dieses Jahr trafen, und welche Gründe mich jetzt zu einer eiligen Abreise veranlassen.

Am Dreikönigstage unterhielt ich mich in meinem Zimmer mit Musik, als wir auf einmal Schüsse fallen und Sturm läuten hörten. Ich lief hinaus und fand das ganze Dorf voll preußischer Karabiniers und im Wirthshause ein Dutzend Offiziere, die sich fünf meiner Bauern bemächtigt hatten und sie mit Gewalt wegführten. Ich konnte ihnen nicht Einhalt thun, schickte aber am Morgen des andern Tags meinen Sekretär mit den bittersten Klagen an den General Pennavaire. Dieser ehrwürdige Greis schaffte mir sogleich volle Genugthuung und gab mir meine Unterthanen zurück, die indeß durch die entsetzliche Kälte in der Nacht beinahe umgekommen waren.

Im März, als sich das dicke Eis, welches die Flüsse bedeckte, hob, erschien eines Morgens mein Müller athemlos und bat mich, ihm zu Hülfe zu kommen, da sich die Schleuse, die ich mit außerordentlichen Kosten in der Pleiße hatte anlegen lassen, in Gefahr befände. Ich eilte augenblicklich mit allen meinen Leuten dahin, die sich mit eisernen Haken und Stangen, zum Zurückstoßen des Eises, bewaffnet hatten. Doch was vermochte menschliche Kraft gegen die Gewalt des Wassers! Berge von Eisschollen bewegten sich den Fluß herunter und zerstörten vor meinen Augen die theuere Schleuse in einem Nu, gleich einem Kartenhause. — Nach der Schlacht bei Kollin hatte ich eben so viel von den Preußen, als von den Oestreichern zu leiden, und kein Tag verging uns ohne die größte Besorgniß. Meine Frau sah ihrer Niederkunft entgegen, und in Folge des unaufhörlichen Schreckens wurde sie von einem todten Kinde entbunden. Acht Tage nachher, Nachmittags 5 Uhr, legten Bösewichter in Treben Feuer an. In vier Stunden waren 33 Gebäude, sowohl Häuser, als Scheunen und Ställe von den Flammen verzehrt, obgleich man die Spritzen bei der Hand hatte und

Alles aufbot, die Wuth des Feuers zu bändigen. Das Unglück fand nach der Erndte Statt und verwandelte also auch die Vorräthe in Asche; meine Frau, welche das Feuer aus den Fenstern ihrer Wochenstube ziemlich zuerst bemerkte, hätte beinahe den Geist darüber aufgegeben. Der Prediger Winkler, ein Mann, den ich sehr schätzte, kam uns zu Hülfe, um ohne Rücksicht auf sein eigenes Hab' und Gut das unsere retten zu helfen; doch im Augenblick seines Eintretens sinkt er, vom Schlage gerührt, todt zu Boden. Setze Dich in diesem Augenblick an meine Stelle. Das Dorf in Feuer, meine Frau in größter Gefahr, ein Freund todt vor mir, ein schreiendes Kind auf den Armen der Wärterin; alle meine Unterthanen heulend, klagend, händeringend, hier- und dorthin laufend, und nahe daran, ihr Alles zu verlieren; Besorgniß wegen meines eigenen Hauses, die Nothwendigkeit, Löschanstalten zu treffen, das Schreien der zur Hülfe Herbeieilenden — nein, man begreift nicht, wie man so etwas tragen kann! Die Festigkeit meiner Gebäude, die ganz aus Stein aufgeführt sind, war unser Glück, und Gottes Gnade rettete sie, so wie die Mühle, die Kirche, die Pfarr-

wohnungen, die Schule und alle zur Kirche gehörigen Häuser. Meine armen Bauern waren in einer entsetzlichen Lage — man mußte Brod und die nöthigen Kleidungsstücke unter sie vertheilen.

Wir hatten uns kaum durch ein paar ruhige Tage von unserer Angst erholt, als ein neues Leid über uns hereinbrach. Das altenburgische Land wurde auf einmal durch ein Korps Husaren, Kroaten und anderer leichten Truppen, unter dem Befehle des General Laudon, überschwemmt. Es war, als wüchsen sie aus der Erde heraus. Kein Dorf verschonten sie, und auch Treben wurde von ihnen mitgenommen. Das Regiment Spleny und einige Kommandirte vom Regiment Gichini lagerten sich unter den halb eingestürzten Mauern, den traurigen Ueberresten der Feuersbrunst. Sie kamen höchst ungestüm an und forderten zu essen, denn sie waren beinahe verhungert. Ich befand mich gerade in Hasselbach, doch schickte ich meinen Koch nach Treben, der für die Offiziere eine Mahlzeit bereitete, mit der sie sehr zufrieden waren. Ich schlief in Hasselbach, und zu meinem Glücke, denn in derselben Nacht hatten der König von Preußen und der Prinz Heinrich ihr

Hauptquartier in der zwei Stunden von hier entfernten, kleinen Stadt Rötho, und da sie erfuhren, daß meine Güter in der Nähe waren, wünschten sie mich zu sehen. Der Prinz schickte mir durch einen Bauer ein offenes, mit Bleifeder geschriebenes Einladungsbillet. Wäre es in die Hände der Oestreicher gefallen, so war ich verloren, aber durch ein besonderes Glück kam der Ueberbringer unangefochten mitten durch die feindlichen Pikets und suchte mich Nachts um 1 Uhr in Hasselbach auf, indem er gewaltig an's Thor schlug und laut schrie, er sei vom Könige von Preußen geschickt. Aus dem ersten Schlaf aufgeschreckt, verstand ich Anfangs die Sache nicht, denn der nächtliche Besuch brachte mich etwas außer Fassung; nachdem ich aber das Billet gelesen, wurde mir die Gefahr deutlich, der ich mich durch eine schriftliche Antwort aussetzen würde. Ich begnügte mich also, dem Boten mündlich zu sagen, daß ich zwar ein großes Verlangen hätte, Seiner Majestät und der Königlichen Hoheit meine Aufwartung zu machen, aber durch 2000 kaiserliche Husaren daran verhindert würde, die mich keinen Schritt von meinen Gütern ließen. Diese List rettete mich. Den andern

Tag eilte ich nach Treben und suchte dort den Obrist E— auf. Ich fand an ihm einen jovialen und gebildeten Mann. Aus Artigkeit hatte er sich nicht in das Schloß gelegt und sich mit einer kleinen Stube bei'm Oberförster begnügt. Ich lud ihn und die andern Offiziere zum Mittagessen. Der Feldprediger des Regiments wurde uns allen, seines feinen Betragens wegen, sehr lieb; er nahm meinen kleinen Sohn auf den Arm und trug ihn in's Lager, wo ihn sogar die gemeinen Husaren freundlich begrüßten. So lange der Obrist E— in Treben blieb, herrschte unter den Truppen die beste Mannszucht, doch wurde er bald von den preußischen Husaren des Zeckelischen Regiments übel zugerichtet und mußte sich bis hinter Altenburg zurückziehen. Dies geschah über Hals und Kopf, aber er sagte mir noch scheidend: „Ich habe Sie, lieber Baron, so viel, als möglich, geschont, doch werden vielleicht Andere kommen, die nicht denken, wie ich. Sie sind in Gefahr, beiden Parteien verdächtig zu werden, wenn Ihnen also der Rath eines Freundes etwas gilt, so verlassen Sie Ihre Güter so eilig, als möglich." Ich dankte ihm von Herzen und machte mich mit den Meinigen in demselben Augen-

blick reisefertig. — Erwarte mich in wenigen Tagen; ich freue mich darauf, Dir meine Frau und unsern Knaben vorzustellen, und Dir nach langer Trennung mündlich zu sagen, wie sehr ich bin ꝛc.

80.

An die Frau Kanzlerin von R—, in Altenburg.

Hamburg, den 4. Oktober 1757.

Es war mir unmöglich, gnädige Frau, mit meiner Frau und einem Kinde geschwind zu reisen, besonders, da wir große Umwege nehmen mußten, um den verschiedenartigen Truppen auszuweichen, welche die Landstraßen unsicher machen. Wir sind über Leipzig, Wittenberg, Brandenburg, Ruppin, Rheinsberg, Lenzen und Boitzenburg gegangen. In Lenzen wären wir beinahe den Franzosen in die Hände gefallen, die einige Stunden nach unserer Abreise in die Stadt rückten. Nach zehn Tagen kamen wir

endlich, unter dem Schutz unsers guten Engels, glücklich in Hamburg an. Ich athme freier in einer Stadt, wo lauter Friede und Freude herrscht, die größten Güter, die das Schicksal dem Menschen verleihen kann, und deren Werth ich jetzt doppelt empfinde. Mir ist zu Muthe, wie dem Genesenden, der eine gefährliche Krankheit glücklich überstanden hat, und ich vergesse über dem Reiz eines ruhigen Lebens hier Manches, was mir in den Sitten der Republikaner sonderbar erscheint. Der Ton und das Betragen des Kaufmanns steht der feinen Weltklugheit des Hofmanns schroff gegenüber, doch hält vielleicht Offenheit und Biedersinn der geschminkten Anmuth das Gegengewicht. Freilich können sich jene Eigenschaften im geselligen Leben nicht mit einander messen, da meiner Meinung nach Feinheit im Umgange den höchsten Reiz desselben ausmacht. Für den Beobachter ist es interessant, wie sich die verschiedenen Stände einander über die Schulter ansehen, und worauf sie ihre gegenseitige Nichtachtung gründen. Der Handelsherr legt die Hand auf seinen schweren Geldkasten, als auf einen sichern Stützpunkt; der Edelmann verläßt sich auf alte Pergamente, also eigentlich auf ein Hirn-

gespinnst. Der Mann von Stande, stolz auf das Verdienst seiner Ahnen, sieht den Bürger als ein ihm ganz unähnliches und untergeordnetes Wesen an; der Kaufmann hingegen wirft im Schooße seiner Handelsstadt und von der Höhe seines Reichthums herab auf den dürftigen Edelmann verhöhnende Blicke, der, da er seinem Adel etwas zu vergeben fürchtet, wenn er irgend ein bürgerliches Geschäft ergriffe, genöthigt ist, entweder sein Blut zu verkaufen, um sein Leben zu fristen, oder der Sklav' eines Fürsten zu sein, und oft Redlichkeit, Einsicht und Gewissen dem Eigensinn eines Herrn zu opfern. Ja, ja, wir könnten uns mit vollem Rechte einander zurufen: O Eitelkeit, Eitelkeit, nichts als Eitelkeit! Alle rechtliche Stände sind gleich achtbar und nützlich, und liefern ihren Beitrag zur Erhaltung des großen Ganzen, so lehrte uns schon ein sehr alter Knabe in seiner Fabel vom Leib' und den übrigen Gliedern. Nur die Müßiggänger und die, welche Andern zur Last sind, gehören zur Klasse des Pöbels, doch habe ich, unter uns gesagt, Lust, noch eine gewisse Art von Leuten dazu zu rechnen, die man hier häufig sieht. Es sind jene Glückspilze, die durch Spekulationen auf einmal ungeheuer

reich geworden, auf eine plumpe Art groß thun und alle Blicke auf sich ziehen wollen. Aus Mangel an Sitte begehen sie unaufhörlich mit dem besten Willen von der Welt die gröbsten Verstöße, doch ist dies die **Partie honteuse** der Republiken, die der Kluge unbeachtet lassen muß. Wären Sie doch bei uns, gnädige Frau, an Unterhaltung und Abwechselung sollte es Ihnen nicht fehlen, besonders würden Sie mit den Bewohnern Hamburgs mit Vergnügen die Fülle jener Gaben genießen, welche das Meer so reichlich spendet. Ich habe die Ehre ꝛc.

81.

An Dieselbe.

Hamburg, den 4. Juli 1758.

Ja, gnädige Frau, leider ist es wahr! Der Prinz Wilhelm ist eingezogen in das Land des Friedens, und ich wäre ihm nachgefolgt, wenn der Schmerz tödtete. Hochachtung, Bewunderung und Dankbarkeit

ketteten mich unauflöslich an ihn, und Sie würden ihn mit mir beweinen, wenn Sie ihn gekannt hätten. Den Predigern in Berlin waren zum Leichentext die Worte: Ich sterbe, und Gott wird mit euch sein! vorgeschrieben worden, und die beredtesten Zungen feierten das Andenken eines der edelsten und liebenswürdigsten Prinzen. Doch Sie, gnädige Frau, hörten diese Rede nicht; vergönnen Sie mir also einige Blumen auf einen Grabhügel zu pflanzen, der mir heilig ist, einige Blumen, die der Liebe und nur der Liebe, ohne jede andere Rücksicht, entsprießen.

August Wilhelm, dritter Sohn Friedrich Wilhelms, Königs in Preußen, und Sophie Dorotheas, einer Prinzessin von Hannover, wurde in Berlin den 9. August 1722 geboren. Da der älteste Sohn des Königs mit Tode abging, wurde Friedrich Kronprinz, und auch August Wilhelm gewann eine nähere Anwartschaft auf den Thron. Obgleich im Purpur geboren, blieb doch sein Herz unverdorben. Die strengen Sitten des Königs entfernten vom Hofe jene betrügliche Pracht, welche so leicht die Seele eines jungen Prinzen mit Stolz und Eitelkeit erfüllt. Kein Schmeichler wagte es, sich den Kindern des Regenten

zu nähern und ihnen mit gebogenem Knie giftigen Weihrauch zu streuen. Vielleicht trieb der kriegerische König die Einfachheit in der Erziehung seiner Kinder zu weit, vielleicht versäumte man, dem Prinzen einen würdigen Mentor zu geben, vielleicht pries man ihm nur die militärischen Tugenden, ohne ihn auf die Liebenswürdigkeit eines Bayards aufmerksam zu machen, durch die allein der größte Held auch als Mensch groß wird. Man sagte von Leibnitz, er sei Alles geworden, was er hätte werden wollen: vom Prinzen Wilhelm könnte man sagen, daß er mit Allem geboren wurde, was Leibnitz durch Zeit und Mühe erwarb. Der Saame des Schönen und Edeln lag in ihm tief und verborgen, und keimte erst nach dem Tode des strengen Vaters. Das hohe Vorbild eines geliebten Bruders, glänzend als Held und als Philosoph, regte ihn zum Nacheifer an und steigerte in ihm bis zur Leidenschaft den Wunsch, sich zu bilden. Eine lebhafte Phantasie, ein richtiger Verstand, Neigung zum Guten, Heiterkeit und ein seltenes Gedächtniß waren seine wesentlichen Vorzüge. Wie schnell mußten seine intellektuellen Kräfte bei so glücklichen Anlagen wachsen und gedeihen! Nach wenigen Jahren hatte er

wenigstens eine allgemeine Kenntniß jeder Wissenschaft erworben, und man hätte von ihm sagen können, wie die Bibel vom Salomo: „er kannte Alles, von der Ceder bis zum Ysop.“ Besonders hatten die Künste in ihm einen Beschützer. Er war Zeichner, Maler, Tonkünstler. Das Violoncell war sein Lieblings-Instrument. Er entwarf eigenhändig die Risse zu seinen Palästen und Gärten, und entzückte als Mimiker auf dem Theater. Seine Züge waren regelmäßig und trugen das Gepräge eines wohlwollenden Herzens, sein hoher Wuchs — weit über dem gewöhnlichen — machte sein Aeußeres nur edler und imposanter. Sein Herz war weich. Schönen, besonders geistreichen Augen konnte er nicht widerstehen, doch opferte er oft seine Liebe der Freundschaft, denn nie war ein Prinz, nie ein Mensch ein treuerer Freund, und nie brachte Zeit oder Entfernung die geringste Aenderung in seinen Gesinnungen hervor. Ich darf mich rühmen, daß er mich ununterbrochen, bis kurz vor seinem Ende, mit den geistreichsten, liebenswürdigsten und herablassendsten Briefen beehrte. Er war glänzend, großmüthig, aber nie verschwenderisch. Alles, was er anordnete, stand in richtigem Verhältnisse zu seinem hohen

Stande. In seinen Adern floß Heldenblut, allein seine Tapferkeit wurde durch Ueberlegung geleitet. Er liebte den Krieg und studirte während des Friedens unausgesetzt die Theorie desselben mit dem Prinzen Heinrich.

Kurz vor der Vermählung des Hochseligen legte ihm der König, der sich ohne Nachkommen sah, den Titel eines Prinzen von Preußen bei, und wirklich schien er zum Regenten geboren zu sein, denn er verstand die große Kunst, zu befehlen. Er verehrte seine Eltern, liebte seine Geschwister und betete in Geheim seine Kinder an, obgleich er dies Gefühl aus einer Art falscher Scham verbarg. Sein Volk ging ihm über Alles. Sein einziger Fehler war vielleicht nur, daß er zu sehr am Adel und am Offizierstande hing, und wesentliche Verdienste oft nicht anerkannte, wenn sie dieser äußern Vorzüge beraubt waren. Sein erstes Erscheinen war kalt, doch bald sah man ihn sich mild erwärmen, geistreich, lebhaft und heiter sein. So beurtheilte ihn auch Voltaire, der mir mehr als ein Mal von ihm sagte: „**Je n'ai jamais vu un homme plus aimable et d'une plus grande sagacité, que le Prince de Prusse.**“ Genügt Ihnen,

gnädige Frau, dies Urtheil des Philosophen von Ferney nicht, so lesen Sie in Friedrichs Denkwürdigkeiten von Brandenburg die Zueignungsschrift, worin er sich glücklich preist, im Prinzen Wilhelm, diesem nächsten und liebsten Verwandten, alle Vorzüge und Tugenden vereinigt zu finden. —

Drei Wochen vor seinem Dahinscheiden lud mich der Prinz zu sich nach Oranienburg ein, ich ahnte also seine gefährliche Krankheit nicht und befand mich gerade zu Yersbeck, bei dem Herrn von —, als ein Bedienter mir unvorbereitet die Nachricht vom Tode meines erhabenen Beschützers brachte. — Wer solche Augenblicke erlebte, hat den Schmerz kennen gelernt.

Leben Sie wohl!

82.

An den Herrn von Stüven, in Braunschweig.

Hamburg, den 20. Dezember 1759.

Ich habe es endlich gewagt, meine Anleitung zur Staatskunst der Welt vor Augen zu legen; sie ist bei

dem Hofbuchhändler des Prinzen von Oranien, Herrn Gosse dem jüngern, sehr nett ausgestattet erschienen, da dieser wackere Mann weder Mühe, noch Kosten gespart hat, um meine Wünsche vollkommen und so schnell, als möglich, zu erfüllen. Dessenungeachtet war ich, ehe die Sache zu Stande kam, zehn Mal im Begriff, mein Manuskript zurückzunehmen, da mich der Gedanke erschreckte, öffentlich als Schriftsteller aufzutreten. Man eröffnet, indem dies geschieht, sein ganzes Inneres der Welt und räumt dem elendesten Leser das Recht ein, zu kritteln und zu tadeln. Die Gründe indessen, die mich zur Bekanntmachung meines Werks bestimmten, und der Nutzen und die Neuheit des Gegenstands, lassen mich die gütige Aufnahme der billig Denkenden erwarten, und nur diesen wünsche ich ja zu gefallen, und werde mich über die Kritiker von Profession, die von diesem Handwerk leben müssen, wegzusetzen verstehn. Bis jetzt war ich so glücklich, in Zeitungen und Journalen günstig beurtheilt zu werden, und empfing schmeichelhafte Antworten von den regierenden Fürsten, denen ich Exemplare meines Buchs schickte, um in ihnen die Erinnerung an einen Mann zu erneuen, der drei Jahre lang von

der Welt geschieden und vergessen lebte. Auch an Voltaire sandte ich ein Exemplar und lege Ihnen seine Antwort bei. Die Briefe der regierenden Herren waren zum Theil mit schätzbaren Beweisen ihrer Anerkennung und ihres Beifalls begleitet; die erste Freude, die mir seit langer Zeit nach so vielfachen Unglücksfällen wieder zu Theil wurde*). Leben Sie wohl, mein Freund, und umarmen Sie meine Schwester herzlich von mir.

Voltaire an Bielfeld.

Ich glaube, Ihr Brief hat mich gesund gemacht: Freude ist ein Universalmittel. Unendlich freute ich mich, daß Sie mich nicht vergessen haben. Ich denke jetzt nur daran, angenehm zu leben und meine letzten Tage zu genießen; aber ich nehme den lebhaftesten Antheil an dem ernsten Werke, welches Sie eben herausgegeben haben, und sehe mit Ungeduld dem

---

*) Die hier erwähnten Zuschriften waren 1) vom König Stanislaus von Polen, aus Lüneville, vom 17ten April 1760; 2) von Klemens August, Kurfürsten von Köln; 3) von Max Joseph, Kurfürsten von Baiern und 4) vom Kurfürsten von der Pfalz.

versprochenen Exemplar entgegen. Lehren Sie die Fürsten, gerecht zu sein; das tröstet die, welche durch ihren Eigensinn, ihre Ungerechtigkeit und ihre Laster zu leiden hatten. Die Welt hört gern vom Menschenrecht sprechen, wie ein Kranker gern von einem Universalmittel hört. Haben Sie nichts über die Freiheit gesagt? Ich denke, daß Sie sich in Hamburg hinreichend daran laben; ich athme sie mit Entzücken seit 6 Jahren auf meinem Landgute ein, welches auf der Gränze Frankreichs liegt. Erinnern Sie sich der Zeit, wo es Ihnen verboten war, auf Ihre Güter zu gehen? Dies war doch wohl dem Menschenrechte entgegen.

Ich wünsche Ihrem Deutschlande den Frieden, aber es fehlt mir an der nöthigen Einsicht, um das Ende aller dieser Gräuel abzusehen. Das Geheimniß, die Zukunft zu weissagen, ist mit dem liebenswürdigen Präsidenten verschwunden. Ich umarme Sie von Herzen, und ohne jene Entschuldigungen zu machen, welche die Philosophie verwirft. Erlauben Sie mir, blos den Anfangsbuchstaben meines Namens zu zeichnen.

Ferney den 20. Juni 1760. V.

83.

An den Grafen von —, in Koppenhagen.

Hamburg, den 20. Oktober 1760.

Wären die Menschen geborene Tieger, könnten sie nicht leben, ohne zu morden, und müßten sie aus Bedürfniß oder zu ihrem gemeinschaftlichen Glücke einander todt schlagen, so würde ich den Krieg lieben und den Helden über jeden andern Stand erheben. Aber die Vorsehung hat ja das Menschengeschlecht mit Allem versorgt, was zur Nahrung, zur Kleidung und Wohnung jedes Einzelnen nothwendig ist, und Niemand stirbt im buchstäblichen Sinn vor Hunger; außerdem hängt das Glück der Menschen von Ruhe und Frieden ab, und doch führt man Krieg! Die Kunst, unsers Gleichen zu vernichten oder zu überwältigen, ist keineswegs eine achtbare, und Tapferkeit und Heldenmuth können nur von Thoren gepriesen werden.

Eine Betrügerei der Großen, welche die Kleinen gern zu Werkzeugen ihrer Pläne machen, ist jene

Vorspiegelung von Glanz und Unsterblichkeit, die mit Blut und Glück erkauft werden müssen. Was ist schrecklicher, als eine durch den Krieg verheerte Gegend, in der man nichts als Feuer, Schwerdt, Verzweiflung und Tod erblickt. Man vergleiche sie nur mit dem blühenden Lande des Friedens, wo der Bürger die Früchte seines Fleißes genießt, wo Wissenschaft und Handel gedeihen, und Jeder sich dem ungetrübten Genusse des Lebens hingiebt. Man vergleiche, und hat man dann noch Lust, ein Held zu sein, so muß man von jedem menschlichen Gefühl Abschied genommen haben.

Und jene Eroberer, die mit der Schärfe des Schwerdts sich gegen den Bürger und Landmann wenden, die ihre eiserne Hand auf den ruhigen, friedlichen Bewohner legen, jene Eroberer, die, indem sie zu Barbaren werden, ihre blutige Lorbeeren selbst unter die Füße treten, denken sie vielleicht sich ein Denkmal zu stiften, indem sie Werke der Künste, die Jahrhunderten trotzten, der Wuth ausgelassener Soldaten Preis geben? Nie wird ihnen die Nachwelt diesen Vandalismus verzeihen, und nie kann in den barbarischen Worten Kriegsmanier und Wieder-

vergeltungsrecht für sie eine Entschuldigung liegen. Zerstöre man, wenn es nicht anders sein kann, was den Gegner furchtbar macht, und was Mühe und Fleiß wieder ersetzen können, aber vergreife man sich nicht an Heiligthümern, die nichts zum Reichthum und zur Größe eines Landes beitragen. Sie nicht achten und künftige Jahrhunderte um sie betrügen, ist ein Gräuel, wogegen sich Vernunft und Gefühl empört.

Wenn die Gothen und Vandalen blos Räuber gewesen wären, so hätten wir Unrecht, nach länger als einem Jahrtausend mit Abscheu und Verachtung an sie zu denken. Allein sie vernichteten Griechenlands und Italiens Gebäude, Bildhauerarbeiten und Gemälde, und weihten dadurch ihren Namen der ewigen Schmach. Daß sie jetzt noch Nachahmer finden, ist das Unerhörteste unter dem Unerhörten.

Der verstorbene Kardinal Polignac hatte mit vielen Kosten eine prächtige Sammlung von Statuen, Köpfen, Basreliefs, Tischen von kostbaren Steinen und andere Alterthümer erworben, die der Wuth der Gothen entgangen waren. Manches Verstümmelte darunter wurde durch neue Künstler mit

großer Sorgfalt hergestellt. Nach dem Tode des Kardinals kaufte der König von Preußen dies prächtige Kabinett. Die Familie des Lykomedes, Achilles, als Frau verkleidet und sich unter die Töchter des Königs schleichend, Fortuna, mit Würfeln spielend, ein schlafender Morpheus, die schönen Köpfe Cäsars und Domitians — Alles dies machte die Bewunderung und Freude der Kenner und Künstler rege.

Dieses prächtige Kabinet ist nicht mehr: am verwichenen 10. Oktober ist es bei der Plünderung Charlottenburgs untergangen. Unglücklicher Tag für die Kunst und die Menschheit, von dem ich die Augen abwende! Die Feder entfällt der Hand, ich kann nicht weiter schreiben. Leben Sie wohl!

84.

An meine Söhne, Heinrich und erdinand.

Hamburg, den 1. Januar 1763.

Meine lieben Kinder,

Die Hofluft, die ich zwanzig Jahre lang athmete, hat mein Herz gegen meine Freunde und Verwandte, mit welchen ich einen fortgesetzten Briefwechsel unterhielt, nie kälter gemacht. Von dem Augenblick an, wo ein großer Monarch mich in seine Nähe zog, weihte ich ihm zwar die gewissenhafteste Treue, und sprach nie ein Wort über Politik und Staats-Angelegenheiten, doch erzählte ich in meinen vertrauten Briefen von Hoffesten, von Gebäuden, die der König, mein Herr, aufführen ließ, und von Verschiedenem, das seine Größe beurkundete. Ich schilderte ferner meine Reisen, den Aufenthalt an fremden Höfen und manches mir liebe Privatverhältniß, wodurch meine Briefe, in dem Zeitraum von 22 Jahren, zu einer bedeutenden Sammlung anwuchsen. Seitdem

ich in Hamburg ganz geschäftslos lebe, habe ich diese Briefe durchgelesen und sie nach der Reihefolge geordnet, um sie Euch einst, gleichsam als das Tagebuch Eures Vaters, nachzulassen. Es wird Euch nicht entgehen, daß diese anspruchslosen Briefe nur für Freunde geschrieben wurden, und ich nicht Willens war, sie öffentlich erscheinen zu lassen; doch da Verhältnisse und Ansichten dem Wechsel unterworfen sind, so sage ich nicht, daß mein Vorsatz unumstößlich ist. Auf jeden Fall aber würden diese Briefe mein letztes Werk sein, da ich nicht mehr zu schreiben, und den Rest meines Lebens einer weit davon verschiedenen Beschäftigung zu weihen gedenke.

Ein Brief an Euch, meine theuern Kinder, soll den Schluß dieser Sammlung machen, und sein Inhalt eine wohlgemeinte, väterliche Lehre sein. Verfolgt den Weg, den ich Euch vorzuzeichnen bemüht war, arbeitet fleißig und sucht der Welt zu nützen. Meine Wünsche und Bemühungen bestimmen Euch dem Dienste Friedrichs. Sucht jeden Posten, welchen der König, welchen der Staat Euch anvertraut, gut auszufüllen; erwerbt Euch gründliche Kenntnisse, doch hütet Euch sorgfältig, damit zu prahlen. So lange

Ihr in untergeordneten Verhältnissen lebt, müssen Eure Vorgesetzten die Vertreter Eurer Handlungen sein, und es kann Euch nur Schaden bringen, wenn sie bemerken, daß Ihr ihnen an Verdiensten und Einsichten überlegen seid. Aber laßt die strengste Redlichkeit neben dieser Klugheit nicht untergehen; die Tugend wird überall, selbst am verdorbensten Hofe, hoch gehalten, und ihr Lohn bleibt nie aus. Mein höchster Wunsch auf Erden ist, daß Ihr glücklich werden möget. Ach, auch das letzte Gebet Eurer trefflichen Mutter, die vor Kurzem in meinen Armen starb, war für Euer Wohl! Gedenkt immer Eurer Eltern und betrachtet mich, so lange Gott mein Leben fristet, als Euern ersten Freund, als einen Führer auf der unsichern Bahn des Lebens. Möge mein Andenken, selbst noch einst, wenn ich vom Schauplatz abgetreten sein werde, in Euern Herzen wohnen, und möchtet Ihr, zum Dienste eines Monarchen berufen, nie die Lehre der Lehren vergessen: Fürchtet Gott und ehret den König!

E n d e.

Inhalt.

Seite

34. An Frau von Münchhausen in Hannover . . 5
35. An Frau von — in Berlin. (Einnahme Breslaus.) 8
36. An Dieselbe. (Das Lager bei Strehlen.) . . 13
37. An Frau v. Münchhausen in Hannover. (Die Breslauer Salons.) 17
38. An Dieselbe. (Eine interessante Bekanntschaft.) . 24
39. An Dieselbe. (Scenen aus dem Lager.) . . 27
40. Jordan an Bielfeld. 36
41. Antwort an Jordan. (Anstalten zum Empfang des Königs in Breslau.) 38
42. An Denselben. (Huldigung des Königs in Breslau.) 44
43. An Frau v. C — in Breslau. 51
44. An Herrn v. M — in Hannover. 55
45. An Frau von C — in D. (Vermählungsfest des Prinzen Wilhelm.) 57
46. An den Herrn von M — in Hannover. (Die Herzogin von Würtemberg und der Marquis d'Argens.) 66
47. An den Marquis d'Argens in Stuttgard. (Intoleranz der Zeit.) 75
48. An Frau von Stüven in Bayreuth. (Vermählung der Prinzessin Ulrike mit dem schwedischen Thronfolger.) 80
49. An den Herrn von M — in Hannover. (Geburt eines Kronerben.) 94
50. An den Herrn von Hagedorn in Hamburg. (Zustand der Akademie der Wissenschaften in Berlin.) 99
51. Fragment eines Briefs an Denselben. (Prophezeiung, hinsichtlich eines Kometen.) 110
52. An den Herrn von Stüven in Erlangen. (Charakteristik Jordans.) 114
53. An meine Mutter in Hamburg. (des Verfassers Ernennung zum Erzieher des Prinzen Ferdinand.) 118
54. An Herrn von Stüven in Erlangen. (Unterrichts-Plan.) 121
55. An meinen Bruder in Hamburg. (Berlins Lage kurz vor den Schlachten von Heinersdorf und Kesselsdorf.) 124
56. An Denselben. (Fortsetzung.) 137
57. An Fräulein von S — in Breslau. (Friedensfeier in Berlin.) 143
58. An den Herrn von M — in Hannover. . . 152
59. An Denselben. (Feuersbrunst im Schlosse zu Charlottenburg.) 155
60. An Denselben. (Reise nach Schlesien, Stettin und Magdeburg.) 161

Seite

61. An den General-Lieutenant, Grafen R., in Potsdam. 165
62. An Seine Königliche Hoheit, den Prinzen Ferdinand in Potsdam. 167
63. An meine Schwester, Frau von Brömbster, in Lübeck. 169
64. An meine Schwester, die Baronin Manteuffel, in Leuwarden. 171
65. An den Herrn von Stüven in Braunschweig. . 173
66. An den Grafen von A— zu D. 178
67. An Frau von S— zu Breitenhain. (Vermählung des Prinzen Heinrich.) 182
68. An Lord E— in London. (Das Berliner Invalidenhaus.) 187
69. An Frau von Stüven zu Braunschweig. (Hoffeste.) 189
70. An Herrn von M— in Hannover. (Die Pariser.) 196
71. An meine Mutter in Hamburg. 200
72. An Frau v. — in Hamburg. 202
73. An meinen Bruder in Hamburg. 208
74. An den Herrn von Stüven in Braunschweig. (Abschied von Berlin. Beschreibung eines Landguts im Altenburgischen.) 211
75. An Denselben. (Ländliche Freuden.) . . . 217
76. An die Frau Gräfin von B—, geborne Gräfin A—, in Leipzig. (Das Erdbeben in Lissabon.) . . 221
77. An Herrn Paion, Prediger an der französischen Kirche zu Leipzig. (Anfang des 7jährigen Kriegs.) 225
78. An Denselben. 228
79. An meinen Bruder in Hamburg. (Schrecken des Kriegs.) 229
80. An die Frau Kanzlerin von R— in Altenburg. (Die Hamburger.) 236
81. An Dieselbe. (Tod des Prinzen Wilhelm.) . . 239
82. An den Herrn von Stüven in Braunschweig. (Ein Brief Voltaires.) 244
83. An den Grafen von — in Kopenhagen. (Vandalismus.) 248
84. An meine Söhne, Heinrich und Ferdinand. (Beschluß.) 252

Gedruckt bei Leopold Freund in Breslau.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bielfeld, Jakob Friedrich <<von>>,

Friedrich der Große und sein Hof, oder so war es vor 100 Jahren

Bd.: 2

Breslau (1838)

Bor. 29 h-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10012623-1